Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 15 Leipzig, den 13. April **1899**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Die Gottheit Jesu Christi: 2 — Gustav Glogau — Bismarcks Gedanken und Erinnerungen: 1. Das schriftstellerische Gepräge — Landwirtschaftliche Forderungen und agrarische Ansprüche — Das deutsche Volkstum (Von Hans Meyer) — Stimmen der Väter: Kaspar Olevian — Verschiedenes: Die älteste Christenheit; Der Werdegang des deutschen Volkes; Gelzer über die orientalischen Armeniersprichwörter; Muß die göttliche Weltordnung in eine menschliche umgewandelt werden?; Auch ein Kreuz in den Alpen; Ein tapferer Katholik; „Asia" — Quittung — Anzeigen

Die Gottheit Jesu Christi

Joh. 20, 28

2

Ein ungeheurer Gedanke hat die Seele Jesu erfüllt. Alles, was auf seine Stimme höre, Alles, was irgend einen göttlichen Funken in sich trage, zuletzt alle Geschlechter der Menschen zusammenzuschließen zu einer einzigen großen Gottesfamilie, zu einem Bruderbunde der Liebe und des Friedens. Ein Gedanke, unmöglich und unausführbar, wenn wir anfangen, kühl und nüchtern zu rechnen. Und doch, wenn wir Jesus ansehen, dann vergessen wir die Berge von Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten, die diesem Gedanken sich entgegentürmen. Er trägt ja das Reich Gottes schon wirklich und wahrhaftig in seiner Brust. Wie kann es herrlicher und vollkommner erscheinen, als es in ihm schon gekommen ist? Alles, was wir vom Reiche Gottes je erwarten und erhoffen können, das besitzt er schon. Er wird es bringen, das Gottesreich. Wir sehen Jesus an, und wir hören auf zu sagen: Das paßt nicht in die Welt; dahin kann es nie kommen, so lange die Erde sich um die Sonne dreht! Nein, wir sagen: Mag es noch so undenkbar und unerreichbar scheinen, es ist doch so das Rechte und Wahre! Dafür hat Gott seine Welt geschaffen! Dahin will er seine Menschenkinder bringen! Das ist das ewige Gotteswerk, an dem Gott selber arbeitet von Uranfang her, durch allen Wechsel und Wandel der Zeiten hindurch. Nur seiner Allmacht kanns gelingen. Aber er wirds auch herauf führen, das Paradies der Zukunft, das Reich der Liebe und des Menschenglücks.

Aber ist das nicht ein Widerspruch? Bald sagen wir: Jesus bringt das Gottesreich! Bald: Gott allein kann es schaffen und ins Dasein rufen! Ja, das ist es gerade, daß wir so sagen können. Jesus, der der Menschheit dies letzte, höchste, fernste Ziel gesteckt, der es uns verbürgt hat mit seiner eignen Person, daß es trotz allem und allem keine Thorheit ist, kein schönes Traumbild und Luftgespinst, Jesus, der das ganze Gottesreich schon in sich trägt, und aus dem heraus wir es holen können in die eigne Brust, in die Welt hinaus, der steht uns eben deshalb an Stelle Allvaters selbst. Was könnten wir Größeres noch von ihm sagen und rühmen?

Gott ist die Liebe! Das große Wort hat Jesus in die Herzen der Menschen hineingeschrieben. In den Vaternamen hat er den ganzen Reichtum des Allmächtigen geborgen. Aber wenn er von dem Gott der Liebe redet, so brauchen wir nicht bloß seinen Worten zu glauben. Dieser Gott lebt und atmet offenbar in seiner eignen Brust. Die ganze Herrlichkeit der Gottesliebe, von der er spricht, finden wir in ihm selber wieder. „So Jemand Gott wollte malen und treffen," sagt Luther, „der müßte ein solch Bild malen, das nichts denn Liebe wäre." Dies Bild, das nichts denn Liebe ist, ist das nicht Jesus, unser Meister? Wer ihn uns recht vor die Augen, vor die Seele malt, der malt uns Gott. Wie wir sonst Gott uns denken und vorstellen mögen, Gott auf seinem himmlischen Thronsitz, strahlend von Licht und Majestät, das sind ja immer nur eigne Gedanken, die wir von ihm uns machen. Hier allein haben wir das rechte Gottesbild, das höchste und beste, das heiligste und vollkommenste, das es für uns geben kann: Jesus am Kreuze. Ja, am Kreuze! Wo giebts in der ganzen Welt eine Stätte, die weniger gotteswürdig erschiene? Welches Menschenhirn wäre je darauf verfallen, daß Gott da sich offenbaren könne? Wenn man den schärfsten Gegensatz gegen den Himmel, den Ort, da Gott wohnt, sich ersinnen wollte, dann würde man an solch einen Richtplatz denken. Das ist ja das nackte Grauen und Entsetzen, die tiefste, schmachvollste Erniedrigung! Und doch stellen wir das Kreuz auf unsre Altäre. Vor ihm beugen wir die Kniee und beten an. Es ist uns das Zeichen alles Heils und Segens geworden! Nicht bloß äußerlich hat der Gekreuzigte die Welt zu seinen Füßen. Er hat sie in der That überwunden und besiegt. Alles, was sie vermochte, hat sie jetzt gethan. Mehr kann sie nicht. Sie hat ihn zertreten und mit Fluch beladen. Ihre Macht ist zu Ende. Und nun muß sie durch Alles, was sie ihm angethan hat, erst recht ihn verherrlichen, erst recht kund machen, welch ein Gottesreichtum in ihm wohnt. Je mehr man ihn herabzerrt in Schmach und Schande, desto hehrer und anbetungswürdiger erscheint er uns. Hier wird er uns wahrhaft das Bild unsers Gottes. Ja allerdings, hier unter dem Kreuze fragt es sich nun wirklich, ob wir ihn kennen und seine Gottesherrlichkeit begreifen. Unter dem Kreuze müssen wir stehen und nichts sehen, nichts wissen und denken als nur dies Jammerbild am Marterpfahl. Wenn wir dann Gott in ihm finden, Gott, den Ewigen und Allmächtigen, ja dann sind wir Christen und haben Etwas in uns von dem Odem seines Geistes. Thun wirs nicht, dann verstehen wir ihn nicht und kennen ihn nicht, kennen weder ihn noch seinen Vater, und wären wir noch so stolz auf unsern Christennamen.

Aber sollen denn nicht auch wir die Welt überwinden, ihre Versuchungen besiegen, ihre Nöte und Mühsale unter die Füße bekommen und freien, starken, reinen Herzens durch Freud und Leid, durch Kampf und Arbeit hindurchgehen? Sollen nicht auch wir schaffen und bauen an dem Werke Gottes, an dem Reiche der Wahrheit und Liebe und für Recht und Freiheit und Menschenglück Kraft und Leben einsetzen? Soll nicht auch durch unsre Liebe der Unsichtbare sichtbar werden, wie der Apostel sagt: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm? Soll nicht Alles, was wir von Jesus gerühmt haben, auch bei uns sich wiederfinden? O ihr Jünger des Herrn, nicht auf einsamer Höhe will euer Meister über euch stehen. Wozu glaubt ihr sonst an die Menschwerdung Gottes? „Gott ward Mensch, damit die Menschen vergottet würden," sagt derselbe Athanasius, der sein Leben verzehrt hat im Kampfe für die hohe Lehre von der Gottheit Jesu Christi. Aber eben nur durch Jesus können wir dahin gelangen. Er ist unser Meister und Führer. Er muß uns voran gehn

und wir ihm nachfolgen. Der Weinstock ist er, und wir die Reben. Er muß die Kraft uns geben, die Frucht zu bringen, die Gott an uns sucht. Ohne ihn können wir nichts thun. Sein Geist muß in uns lebendig werden. Dann werden auch wir zu rechten Kindern Gottes, die das Bild ihres himmlischen Vaters an sich tragen. Was wüßten wir denn von Gott und seiner Wahrheit ohne ihn? Er bringt uns erst Gott in die Welt, in unser Herz und Leben hinein. Alles Heil, allen Segen, alle Kraft, alle Hilfe, allen Frieden, die wir von Gott und in Gott haben, wir hätten sie nicht, wenn wir ihn nicht hätten, Jesus unsern Herrn. Wer ihn siehet, der siehet den Vater. Wer ihn aus den Augen und dem Herzen verliert, der verliert auch Gott daraus. Je näher wir ihm kommen, je verwandter wir ihm innerlich werden, nur desto dankbarer werden wir vor ihm uns beugen, desto ehrfurchtsvoller zu ihm aufschauen, desto gewisser ihn nennen unsern Herrn und Gott. Dörries

---

Gustav Glogau

„Eine Theologie, die die Geschäfte der Philosophie betreibt, verdirbt damit ihre eigne Aufgabe; eine Theologie, die die Philosophie entbehren zu können meint, wird zur Geheimwissenschaft und also eindruckslos." Dies Wort aus der Feder eines Mitarbeiters der Christlichen Welt (1895 Sp. 16) weist einerseits auf die selbständige Aufgabe der Theologie hin, andrerseits aber auf die Gefahren, denen eine ganz auf sich selbst gestellte Theologie ausgesetzt ist. Der Theologe muß in gewissem Maße auch Philosoph sein. Ja, jeder gebildete Christ muß, wenn sein Glaube nicht in die Gefahr kommen soll, als ein einsames Pflänzlein zu verkümmern oder unter den Anfechtungen unsers wissenschaftlichen Zeitalters an seiner Selbstgewißheit einzubüßen, den Inhalt seines religiösen Lebens auch theoretisch zu einem allgemeinen Weltbilde in Beziehung setzen können, das dem Bedürfnis des menschlichen Geistes entspricht. Ein solches Weltbild aber können uns die Einzelwissenschaften nicht geben — auch die Theologie nicht —, die ja immer geneigt sein werden, ihre Hilfsbegriffe als ein Letztes anzusehen; das ist vielmehr die Aufgabe der Philosophie:

> Wie der Wert der Einzelforschung in demselben Maße sich steigert, als der Forscher von der blinden Einzelheit weg sich zur Erfassung der allgemeinen Beziehungen seines Gegenstandes hinwendet: so sind die philosophischen Begriffe dazu berufen, das Ganze der wissenschaftlichen Bestrebungen als belebender Hauch zu durchdringen und zur Hervorbringung einer allgemein giltigen Weltansicht an einander zu führen, das Bewußtsein der gegenseitigen Abhängigkeit und Bezogenheit aller einzelnen Wissenszweige auf einander rege zu halten, sie dadurch zu organisiren und vor Verdumpfung und innerm Absterben zu bewahren.*)

Dabei hat die Philosophie es nicht mit unsichern Phantastereien zu thun, sondern ihre Geschichte bietet im großen und ganzen das Bild eines stetigen Fortschritts und zeigt uns immer neue Wahrheiten, die zur Auffassung kommen und in das Denken der Zeit übergehen. Paulsen giebt seiner Einleitung in die Philosophie das Motto: „Die Wahrheit ist schon längst gefunden." Aber wer sammelt uns ihre zerstreuten Strahlen, wer fügt die vorhandnen Bausteine zu einem Neubau zusammen, der unsern Bedürfnissen gerecht wird? Denn als Christen haben wir besondre Bedürfnisse, einen ganz besondern Maßstab, den wir an alle philosophische Arbeit anzulegen uns berechtigt fühlen: das ist die Wertschätzung und Berücksichtigung der Thatsachen, in denen wir die Offenbarung Gottes erkennen, der Lebensmächte, die uns daraus zufließen. Wie wir uns bewußt sind, erst im Lichte des Christentums die Welt praktisch verstehen und bewältigen zu können, so stellen wir auch an alle philosophische Arbeit, die mit dem Ganzen der Welt operirt, die Forderung, daß der christliche Gesichtspunkt zu seinem Rechte komme, und zwar nicht bloß als Anhängsel, mit dem man sich notgedrungen, weil er nicht zu umgehen ist, auseinandersetzt, sondern als der leitende Faden, der uns das Ziel der Weltentwicklung enthüllt.

*) Aus Glogaus Hauptwerk: Abriß der philosophischen Grundwissenschaften. Köbner, Breslau. Band 1, 1880. S. 12 f. Der zweite Band erschien 1888. Beide Bände jetzt 20 Mk.

Eine ganze Reihe moderner Philosophen bemüht sich, diese Forderung zu erfüllen; unter ihnen steht Gustav Glogau an hervorragender Stelle.

1

1844 in Ostpreußen geboren, durch medizinische, geschichts- und sprachwissenschaftliche Studien besonders bei Steinthal, dem Schöpfer der Völkerpsychologie, hindurchgegangen, war er zuletzt Professor der Philosophie in Kiel und starb 1895 auf einer Reise in Griechenland.

Seiner ganzen Anlage und seinem Entwicklungsgange nach ist Glogau ein durchaus moderner Denker. Es giebt kaum ein Gebiet moderner Wissenschaft, in dem er nicht zu Hause wäre. Er ist modern vor allen Dingen darin, daß er mit einem Hauptgrundsatz des modernen Denkens, mit der Verwertung und Berücksichtigung der **Geschichte** in der Philosophie Ernst macht. Er hat es als seine Lebensthat bezeichnet, „Plato und die deutsche Philosophie (besonders Leibniz, Kant, Fichte, Hegel) im völkerpsychologischen Sinne umzugebären." So gründet er im ersten Bande seines „Abrisses" seine ganze Philosophie auf eine Entwicklungsgeschichte des Geistes. Er zeigt darin, wie „in dem geschichtlichen Entwicklungsprozeß die ethischen, sozialen, künstlerischen, religiösen Mächte aus der Uranlage des menschlichen Geistes erwachen und sich entfalten und läutern in unbewußter Gesetzlichkeit." (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Band 104.) Denn:

> Die Lebensformen des All stehen in einer niemals durchbrochnen Kontinuität, und niemals werden die ersten Naturgrundlagen auf einer höhern Stufe verlassen, wohl aber werden sie umgebogen und durch den Hinzutritt oder die Einlagerung neuer Elemente weiter entwickelt. (Abriß 1, S. 61)

So geht er die Geschichte der Menschheit durch und weist auf den einzelnen Entwicklungsstufen das Hervortreten der Kategorien nach, von denen des Naturprozesses bis zu denen des wissenschaftlichen Geistes. Die leitenden Gesichtspunkte werden dabei für die niederen Stufen durch Entstehung und Entwicklung von Mythos und Sprache gegeben. Es ist klassisch, wie z. B. das Werden der sittlichen Freiheit von dem sinnlichen Egoismus des Naturmenschen aus durch Volkssitte und Zeremoniell hindurch verfolgt und sie schließlich nach ihrer Durchdringung mit religiösen Motiven in paulinischer Weise als Knechtschaft Gottes dargestellt wird:

> Die menschliche Freiheit ist Knechtschaft Gottes: das haben seit drei Jahrtausenden alle wahrhaft tiefen Geister gefühlt. . . Der wahrhaft Gute geht eher zu Grunde, als daß er zu einer Handlung sich zwingen ließe, die er verwerfen muß (Sokrates, Huß, Luther, Lessing). So ist sittliche Freiheit die schwerste Arbeit, und diese zu thun ist des Menschen Aufgabe. Identifizirt er sich mit derselben und ergreift sie mit seinem Willen, so ist er selig und frei; unter allen andern Umständen ist er ein Knecht und unselig. Die Sittenlehre also beruht auf transcendenten Voraussetzungen. . . Der Eudämonismus dagegen, der seine Motive der Wahrscheinlichkeit des Erfolges entnimmt, ist die Pest der Ethik. (Abriß 1, S. 165)
>
> Der Wille des Menschen ist frei. Jedoch nur an sich ist er frei, als Bedürfnis oder reale **Möglichkeit**, selbst in der Unfreiheit. Die Zwecke nämlich, die der Mensch sich setzen soll, und die ihn in der Unfreiheit ängstigen, sind nicht ein **Andres**, von ihm selbst noch Verschiednes, sondern sie tauchen im Laufe des historischen Prozesses als der innerste Kern seines Wesens hervor. Wenn er sich ihnen nun ganz hingiebt — mögen wir sie in ihrer höchsten Reinheit die Wahrheit, die Gottheit nennen oder das Absolute, die Idee oder wie man sonst will —, so kommt er zu sich, indem er **teil hat** an der Idee oder der Gottheit, und das unaussprechliche Sehnen der Kreatur ist gestillt. (S. 167 f.)

2

Aus dieser historischen Grundlegung ergiebt sich für die Psychologie, daß wir es beim Menschen mit einem durchaus **einheitlichen** Wesen zu thun haben. Die einzelnen Seelenvermögen des Menschen können nie völlig von einander getrennt, Intelligenz und Wille können nur der Sphäre der Bethätigung nach als theoretische und praktische Vernunft unterschieden werden. Ein Wille, vom Intellekt gelöst (Schopenhauer), ergiebt höchstens das dunkle unbewußte Triebleben, die niedrigste, noch vegetative Stufe des allgemeinen Entwicklungsprozesses, die nicht das Wesen, sondern nur den Naturboden des Menschen ausmacht. Andrerseits empfängt auch der Intellekt seine Leitung durch den Willen.

Der für die Erkenntnis wichtigste Punkt ist der Wahrnehmungsakt.

Wahrnehmung ist nicht eine Abspiegelung der Objekte im Geiste, sondern sie entsteht aus einer vielverzweigten scheidenden und zusammenfassenden Denk-Thätigkeit, die die gegebnen Elemente eigenartig verbindet und formt. Die erste Anregung dazu wird der Natur verdankt. (Grundriß der Psychologie S. 34*)

Wie könnte man zweifeln, daß wir die Welt, die wir wissen, in unserm Innern tragen! Dazu ist die Zeit nun doch wohl endlich gekommen, Ernst zu machen mit der Erkenntnis, daß die Natur als ein außerhalb und vor dem Bewußtsein liegendes Wirkliche dem Menschen ein Nichts sei. (Abriß 1, S. 30)

Hier tritt nun das in pädagogischem Sinne Große an Glogau hervor, daß er es nicht dem Leser überläßt, seine allgemeinen Sätze mit der erscheinenden Wirklichkeit zu reimen, sondern er selbst führt in seinem „Grundriß der Psychologie" in klarer und überzeugender Weise, überall genetisch verfahrend, den Nachweis, daß die Welt des Menschen seine Schöpfung sei. Eine ganz hervorragende Leistung ist vor allem das Schlußkapitel, das die Subjektivität von Raum und Zeit der harten Wirklichkeit gegenüber uns begreiflich macht, und ich wüßte Nichts, was besser geeignet wäre, uns über den Realismus der Sinne zu erheben, als gerade diese Darstellung, deren ernstes Studium nicht genug allen in diesen Fragen noch Ringenden und Zweifelnden empfohlen werden kann.

3

Damit wird das psychologische Problem zum erkenntnistheoretischen. Hier geht Glogau aus von einer Charakterisirung des geschichtlich gegebnen Wissens, dessen höchste Erscheinung er in der Prophetie und ihrer Offenbarung**) findet. Die Prophetie verlangt als Thatsache Anerkennung, sie ist unabhängig von dem logisch reflektirenden Denken und enthüllt das tiefste Wesen des Menschen, das in Gott seine Wurzel hat.

Wir haben [in der Prophetie] eine „Erfahrung" der Menschheit vor uns, welche Theorien die Grundlage bietet. Wie tief hier aber die Einheit mit Gott und die göttliche Heilsökonomie ergriffen ist; was es bedeute: „Ich kenne den Vater"; und wie daraus die freudige Ergebung in alle Wege des Schicksals hervorgeht, die keine Enttäuschung zuläßt, da diese Wege, ob auch durch ein dunkles Thal und in mancherlei Krümmung, zu den Zielen des göttlichen Willens führen — das kann nur in einem langen Leben uns aufgehen, wenn wir die Erfahrung der Menschheit in uns persönliche Gestalt gewinnen lassen. Eine solche allüberwiegende Gewißheit des persönlichen Lebens läßt alle logische Begründung weit hinter sich. Wer aus der Wahrheit ist, der höret ihre Stimme und findet in ihr Leben und volles Genüge. Nur eine Hingabe, ein Willensentschluß, kein Beweis des Verstandes kann zur religiösen Gesinnung emporziehen. (Abriß 2 S. 55 f.)

Wer die Natur verstehen will, muß sie in einem selber grundlosen Dasein begründen. Dich aber, den unsichtbaren ringenden Geist der Geschichte wolltest du nicht verstehen?! Willst du es, so wirst du erkennen: Gott ist, weil ich bin; ich, weil Gott. Das ist kein Wähnen oder dunkles Vermuten, sondern die höchste Gewißheit. . . . Sie wird mit unerschütterlicher unauflöslicher Festigkeit, die das Kennzeichen der Wahrheit ist, von uns allen erlebt. (Abriß 2, S. 81)

Vor allem giebt mir indessen die sittliche Forderung, die mich das Recht Andrer achten lehrt, die Gewißheit, daß nicht ich, das Individium, blos existire, sondern daß es Viele giebt, in deren Zusammenwirken das Gute hervorgebracht wird:

Da die phänomenale Welt ein innig zusammenhängendes Ganze bildet und jedenfalls die Menschen aus tiefern, vorbewußten Potenzen auftauchen, so werde ich auch das, was den Dingen zum Grunde liegt, ähnlich beurteilen und als unentwickelte Form des Menschenwesens erkennen. . . . So muß ich auch das Ganze des intelligibeln Daseins als ein ungeheures Reich gottgeordneter Kräfte betrachten, die auf die Vollziehung des einen und selben göttlichen Willens gerichtet sind. (S. 102)

4

Die Grundbeziehungen oder die Formtriebe dieses Ganzen nun nennt Glogau die Ideen und erneuert damit die Wahrheitsmomente des Platonismus. Eine Behandlung der Naturtypen läßt er indessen beiseite, und in seiner „Ideenlehre" legt er nur den Organismus der in den drei Beziehungen der

*) Breslau, Köbner, 1884. 3 Mk.

**) Vergl. die nur acht Seiten umfassende Schrift: „Der Philosoph Glogau über Offenbarung" von La Roche. Berlin, Nauck, 1893. 25 Pfge.

Sittlichkeit, Kunst und Erkenntnis wirkenden Grundkräfte aus einander und zeigt, wie diese ethischen, ästhetischen und logischen Ideen nicht bloße Abstraktionen oder theoretische Maßstäbe sind, wie sie das verstandesmäßige Denken zuerst auffaßt, sondern objektive, die Welt durchwirkende Mächte, die deshalb im Menschengeiste sich zum Bewußtsein aufringen können, weil sie dem wesentlichen Kerne des Geistes entnommen oder positive Momente des Absoluten sind.

Es ist ein Unterschied zwischen Gott, „der ewig bei sich selbst bleibt," und dem den Menschen mitgegebnen Wesenskerne, und so nennt Glogau in seinen „Hauptlehren der Logik und Wissenschaftslehre" (Kiel, Lipsius und Tischer, 1894) die Gottheit „die allbestimmende und doch loseste Einheit, die höchste und doch frei gewährenlassende Ursache der Dinge." Damit vermeidet er den Pantheismus, zu dem immer der Einheitstrieb des erkennenden Geistes hindrängen wird, und bleibt im Monotheismus stehen, indem er den Unterschied zwischen Gott und Welt festhält und doch die engste Verbindung herstellt. So allein wird ihm auch Sünde und Uebel in der Welt erklärlich.

Eine verstandesmäßige Erkenntnis Gottes als des Schöpfergeistes ist dem Menschen freilich entzogen, aber „die religiöse Wahrheit, wie sie in ungetrübter innerer Erleuchtung lebt, ist dennoch die gewisseste und festeste aller Erkenntnis" (Logik S. 187). Nur die Theosophie unternimmt es kühn, in Gottes Wesen einzudringen:

Wie groß auch die Gefahren des theosophischen Strebens sind und wie schwer die Verwirrungen, in die dasselbe ein überwucherndes Phantasieleben verstricken kann: wer über dergleichen nur spöttisch hinwegsieht, dem entgeht die tief bis ins Mark hineinreichende Erquickung, sich in Wogen des Geistes zu baden, wo sie am mächtigsten und gewaltigsten in seltnen Augenblicken auf unserm Planeten emporschlagen. (Logik S. 187)

Die „Deutsche Theologie" las Glogau viel und dem Theosophen Oetinger scheint er sich besonders verwandt gefühlt zu haben. Wie weit er den Problemen der Theologie nachgedacht hat und sie einer selbständigen Lösung entgegenführt, zeigt uns die überaus inhaltreiche Schrift: „Gustav Glogaus Vorlesungen über Religionsphilosophie" von Hans Clasen (Kiel, Lipsius und Tischer 1 Mk.) Man könnte sie eine Dogmatik im philosophischen Gewande nennen, trotz ihrer leicht faßlichen Sprache und klaren Durchsichtigkeit.

Wie Glogau nun im Christentum die eine höchste Religion sieht, zeigt er in dem schönen Bekenntnis.

5

In dem Christentum ist nach meiner Ueberzeugung in der That das ewige Wort in das Fleisch getreten, das Licht ein für allemal erschienen, das die Welt erleuchtet. Es ist vorbereitet durch die praktische Richtung, welche die religiösen Impulse in Israel seit einem Jahrtausend genommen hatten, indem die Offenbarungen der Propheten unter den unerhörtesten Schicksalen die Idee des einen gerechten allgütigen Gottes immer höher aufleuchten ließen. Jesus aber hat, gestützt und gefestigt durch die Messiashoffnung seines Volkes, in ruhiger Sicherheit das innere Seelenauge aufgeschlagen. Je tiefer du in dieses Auge hineinblickst, um so mehr schmilzt auch an dir alles sinnliche Bangen und Zweifeln fort. (Logik S. 169 f.)

Glogaus ganze Philosophie nimmt eine durchaus praktische Wendung. Wie er die Ueberschätzung des Systems verurteilt, so soll alle philosophische Belehrung nur dazu dienen, die metaphysischen Realitäten, die fort und fort in der Wirklichkeit den Stoff prägen und die Beziehungen stiften, sehen zu lernen. Seinen Standpunkt hat er selbst als „Vernunftrealismus" bezeichnet und sein eignes Streben und Arbeiten charakterisirt, wenn er sagt: „daß nicht jugendlicher Schwung, sondern nur entsagende Lebensarbeit, welche allen Seiten des Daseins der Reihe nach ernstlich still zu halten entschlossen ist, und die nicht die Frucht vor der Blüte will, die Philosophie als Ganzes wirklich zu fördern vermag." (Zeitschrift für Philosophie und philosophischer Kritik Bd. 104.)

Das Studium seiner Werke fordert in gewissem Sinne entsagende Arbeit. Aber wer es wagt, ihm nachzugehn und in seine Gedankenwelt einzudringen, der findet reichen Lohn. Eine unermeßliche Fülle neuer fruchtbarer Gesichtspunkte eröffnet sich uns, wenn wir mit seinen Augen sehen lernen.

Klein ist bisher die Schar seiner Anhänger. Möge man seine Bedeutung bald in weitern Kreisen erkennen, damit seiner Lebensarbeit die verdiente Würdigung werde.

Albert Krause

Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

Bismarcks sterbliche Hülle ruht nun in dem Mausoleum, dessen Standplatz er sich selbst bestimmt hat. Es wird ein Heiligtum unsers Volkes werden, so gut wie der stille Platz im Charlottenburger Park. Denn wie könnten wir uns darin genug thun, des Gewaltigen zu gedenken, der uns unsre Stellung unter den Völkern gegeben hat! Wie könnten wir je darauf verzichten, uns die Züge seines Geistes einzuprägen, der die besten und größten Gaben deutscher Art in solcher Fülle und Größe in sich verkörpert hat, daß sein Bild ein ewiges Vermächtnis für unser Volk ist, ein Quell, aus dem auch die kommenden Geschlechter, ja sie erst recht, verjüngende und stählende Kraft schöpfen werden!

Denkmäler aller Art sind dem Fürsten gesetzt worden, und unzählige werden noch kommen. Aber das wunderbarste von allen hat er sich selbst geschaffen in dem Werk, das schon seit mehr als vier Monaten vor uns liegt, seinen „Gedanken und Erinnerungen." Die meisten unsers Kreises werden es wieder und wieder gelesen haben. Aber es ziemt sich, daß die Christliche Welt auch ausdrücklich seiner gedenke.

1. Das schriftstellerische Gepräge

Der Ursprung des Werks ist aus den Zeitungen bekannt. Es ist von einem spekulativen Verleger*) angeregt und von Bismarcks langjährigem Rat und Freund Lothar Bucher betrieben worden.**) Sein Rohmaterial, die mündlichen Erzählungen des Fürsten, hat Bucher durch Nachschriften gesammelt und in Kapitel verteilt: Bismarck selbst hat es dann immer wieder durchgesehen und stark verbessert und ergänzt. Dieser Ursprung verleugnet sich nicht. Die Erzählung verläuft an keinem festen Faden. Auch innerhalb der Kapitel wird man durch irgend einen Anlaß, wie er eben die mündliche Erzählung zu leiten pflegt, vielleicht über weite Zeiträume wegversetzt und kehrt erst nach geraumer Zeit wieder zum alten Punkt zurück. Wiederholungen sind häufig, und auch die Spuren des Nachflickens und Ueberarbeitens fehlen nicht ganz. Manchmal ist dadurch die Sprache schwerfällig und umständlich geworden. Aber das sind Ausnahmen. Der große Meister der deutschen Sprache verleugnet sich nirgends, er, der unter den aufreibendsten Arbeiten immer noch unerbittlich am Ausdruck feilte, dem sprachliche und stilistische Inkorrektheiten so unerträglich waren, daß er sie selbst beim Zeitungslesen mit dem Bleistift korrigirte.

So hat denn das Werk als Ganzes dasselbe Gepräge wie alles Andre, was Bismarck gesprochen oder geschrieben hat: schlichtester Ausdruck, keine Superlative, keine Pose und kein Pathos, aber jedes Wort getragen und gehoben durch die Gewalt des Mannes, der hinter ihm steht. Dazu die alte Fülle von drastischen Bildern und lebendigster Anschaulichkeit, der alte lustige Humor mit seiner Freude an den vielen köstlichen Anekdoten, die der Erzähler selbst erlebt hat, daneben beißende Ironie, grimmiger Hohn und Haß, ebenso wie warme Anerkennung und rührende Anhänglichkeit. Endlich aber drängen sich auch hier und mehr als je auf engstem Raum, in knappster Form, aber eben darum auch mit wuchtigster Kraft die Früchte einer unermeßlichen Erfahrung, Weisheit, Welt-, Geschichts- und Menschenkenntnis, die Gedanken, die den schwersten Fragen unsrer nationalen Zukunft gelten. Man hat den Eindruck, daß da das furchtbare Gewicht dieser Probleme vollkommen überwunden werde durch einen Meister, der die riesigen Massen durch die souveräne Macht seines künstlerischen Geistes bezwingt und ihnen die Form giebt, die nachher ebenso einfach und natürlich erscheint, wie sie doch nur aus der Größe eines solchen Genius entspringen konnte.

Jedermann kennt den Reiz, den gut geschriebne Erinnerungen an das vergangne eigne Leben haben. Wir empfinden ihn schon da, wo sich die Ereignisse und Stimmungen einer Zeit in einer Persönlichkeit spiegeln, die den Strom der Geschichte nicht mitlenken konnte, die aber doch von seinen Wassern bespült oder getragen worden ist. Die ganze Zeit oder eine bedeutende Strömung in ihr wird uns ganz anders anschaulich in persönlichem Bild, im Mithandeln und Mitleiden eines Zeitgenossen, in der Art, wie ihn die Ereignisse und Zustände berühren und bilden. In diesen Erinnerungen Bismarcks aber sehen wir ein halbes Jahrhundert gesammelt in der Person des Mannes, der nicht nur seine gewaltigste Individualität war, sondern auch mit seiner Hand die Geschicke dieser Zeit gelenkt hat, wie kein zweiter. Gerade nach dieser Seite macht das Werk den tiefsten Eindruck. Es predigt das, was wir alle aus dem Wirken des Fürsten längst entnommen haben, noch einmal mit unwiderstehlicher Gewalt: daß der entscheidende Faktor jeder großen Zeit ihre großen Männer sind, daß sie die Geschichte machen, daß aus ihrer Seele sich die großen Gedanken und Thaten losringen, die dann das unvergängliche Erbe ihres Volkes werden; daß sie aber auch das ganze furchtbare Gewicht dieses Zerstörens und Bauens zu tragen haben. Man hat daher mit Recht gesagt, der ungeheure dramatische Eindruck des Werks liege darin, daß es die innere Tragik des weltgeschichtlichen Helden erzähle, der alles Große für sein Vaterland nur erreiche durch erschöpfenden Kampf und Martyrium.

Ueberall treten uns also die Ereignisse der Geschichte entgegen verflochten mit dem persönlichen Leben Bismarcks. Selbst in den geschichtlichen Rückblicken und Ausblicken auf Zeiten vor ihm und nach ihm tritt dieses persönliche Element hervor: „Wenn ich Minister Friedrich Wilhelms II. gewesen wäre"; und ebenso kann man aus den gewaltigen Erörterungen über Rußlands künftige Politik und Deutschlands Stellung zu ihr immer heraushören: „Wäre ich in der Zeit Minister, so handelte ich so und so," „wäre ich russischer Minister, so wäre mein Ziel," und gelegentlich sagt er ausdrücklich: „Wenn ich österreichischer Minister wäre, so würde ich die Russen nicht hindern, nach Konstantinopel zu gehen."

Vollends aber ist natürlich in den Partien, die die Zeit seines Ministeriums betreffen, alles persönlich gestaltet. Er giebt ja keine Histoire de mon temps, sondern Erinnerungen an sein Leben und Wirken, Gedanken über das, was er erlebt hat oder aus seiner Erfahrung über Vergangenheit und Zukunft zu sagen weiß. Und da bildet eben die Unmittelbarkeit, in der alle Ereignisse mit seiner Person verknüpft erscheinen, den höchsten Reiz. Ich kann nur einige Beispiele geben und wähle absichtlich Erlebnisse von ganz verschiedner Art.

König Wilhelm und Bismarck sind in Gastein (August 1863). Dort trifft nun auch Kaiser Franz Joseph ein und trägt dem ganz unvorbereiteten König seine Absicht vor, den deutschen Fürstentag zur Reform des Deutschen Bundes zu berufen. Wie es kam, daß der König dieser Begegnung zu harmlos entgegen ging, erklärt Bismarck mit einer reizenden Idylle. Er sitzt in den Schwarzenbergischen Anlagen an der tiefen Schlucht der Ache unter den Tannen. Ueber ihm ist ein Meisennest, und er beobachtet mit der Uhr in der Hand, wie oft in der Minute der Vogel seinen Jungen eine Raupe oder andres Ungeziefer zuträgt. Darüber vergeht die Zeit, sodaß ihn ein Brief des Königs nicht mehr trifft und die erste Unterredung der beiden Fürsten stattfindet, ehe er den König sprechen kann.

---

*) Ich kann über die Art, wie der Verleger das Buch auf den Markt gebracht hat, meinen wie aller derer, die ich darüber gehört, Mißmut nicht verschweigen. Das Papier ist grell weiß, die Typen dünn und doch nicht scharf, die Druckerschwärze mehr Druckergräue, das Faksimile von Bismarcks Manuskript abscheulich, weil auf grauem Netzunterdruck, der Holzschnitt nach Lenbach des Originals einfach nicht würdig, der Einband zwar einfach und entsprechend, aber unsolide durch die Drahtheftung, bei der der Band frühzeitig auseinanderzubrechen beginnt und die inneren Flächen mit dem auf dem Rücken aufgetragnen Leim beschmutzt werden, dazu das Ganze offenbar ungenügend gepreßt — bei meinem Exemplar hatten sich von Anfang an die Decken geworfen. Dann fehlt — bei einem derartigen Buch einfach unverzeihlich — ein Register. Und endlich 20 Mk. für ein Werk von 687 Seiten, das ein Volksbuch werden soll, wie kein zweites! In England kostet die Volksausgabe, wie ich höre, 4,80 Mk. Was der Verleger auf die Beschwerden über diesen Punkt in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung geantwortet hat, wird einem Laiengemüt nur weitere bittere Einwürfe aufdrängen!

**) Auch von Schwenninger, wie soeben bekannt wird.

Ueber die Konfliktszeit geht Bismarck ziemlich kurz hinweg. Er schildert seine Kollegen im Ministerium, läßt die staatsrechtliche Frage durch einen Brief des Königs beleuchten, giebt aber im übrigen nur zwei persönliche Erinnerungen: die eine — und sie ist ganz wundervoll — wie er dem König, der gleich in den ersten Tagen seines Ministeriums unter dem Einfluß der Königin mutlos geworden ist, im dunklem Eisenbahnkoupee zwischen Jüterbogk und Berlin den sichern Mut und die frohe Kampfeslust wieder giebt, indem er ihn „am Portepee“ faßt und ihn seine Stellung unter dem Gesichtspunkt der Offiziersehre betrachten läßt. Die andre ist ein Traum aus den schwersten Tagen der Konfliktszeit. Er ist seinem Inhalt nach längst bekannt, aber die Art, wie er hier erzählt wird, gehört meines Erachtens zu den Stücken vollendetster Erzählungskunst:

Mir träumte . . ., daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Coulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, preußische Truppen mit Fahnen und in mir noch im Traum der Gedanke, wie ich das schleunig Eurer Majestät melden könnte.

Welch ein Bild von Stimmung schwerster Sorge, kraftvollen Gottvertrauens nnd stolzen Mutes!

Noch nach einer andern Richtung wirkt die Form der persönlichen Erinnerungen. Sie geben die Dinge nicht in fortlaufendem Zusammenhang. Sie greifen einzelne Momente heraus, und es ist ganz wunderbar, wie die dann gerade in ihrer Isolirung wirken.

Man wird schwerlich in der gesamten Litteratur Etwas finden, das der Schilderung jener Stunden in Nikolsburg an die Seite treten könnte, wo bei dem siegreichen Vormarsch auf Wien Bismarck den Frieden auf die von Oesterreich gebotenen Bedingungen um jeden Preis geschlossen haben will, weil jede Verzögerung den ganzen Gewinn des Krieges in Frage stellen kann. Der König entscheidet gegen ihn.

Meine Nerven widerstanden den mich Tag und Nacht ergreifenden Eindrücken nicht, ich stand schweigend auf, ging in mein anstoßendes Schlafzimmer und wurde dort von einem heftigen Weinkrampf befallen. Während desselben hörte ich, wie im Nebenzimmer der Kriegsrath aufbrach.

Er bringt dann die Gründe zu Papier, die für den Friedensschluß sprechen, und bittet den König, ihn bei Weiterführung des Kriegs seiner Aemter als Minister zu entheben. Mit diesem Schriftstück geht er am folgenden Tag zum König und entwickelt ihm seine Gründe. Schließlich führt aber der Widerstand Bismarcks

eine so lebhafte Erregung des Königs herbei, daß eine Verlängerung der Erörterung unmöglich war und ich mit dem Eindruck, meine Auffassung sei abgelehnt, das Zimmer verließ mit dem Gedanken, den König zu bitten, daß er mir erlauben möge, in meiner Eigenschaft als Offizier in mein Regiment einzutreten. In mein Zimmer zurückgekehrt, war ich in der Stimmung, daß mir der Gedanke nahe trat, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen, und ich sah mich nicht um, als ich die Thür öffnen hörte, obwohl ich vermuthete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zimmer ich auf dem Corridor vorübergegangen war. Ich fühlte seine Hand auf meiner Schulter, während er sagte: „Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für nothwendig gehalten und tragen die Verantwortlichkeit dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede geschlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehn und Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten.“ Er begab sich dann zum Könige, kam nach einer kleinen halben Stunde zurück in derselben ruhigen und freundlichen Stimmung, aber mit den Worten: „Es hat sehr schwer gehalten, aber mein Vater hat zugestimmt.“

Wie macht hier das persönliche Erlebnis die ganze Tragweite der Entscheidung anschaulich! Es fällt dadurch ein so überwältigendes Licht, ein so mächtiger Accent auf sie, weil man miterlebt, wie die innerste Seele Bismarcks an ihrer Entscheidung hängt, wie seine gewaltige Natur unter der Spannung und dem ungeheuern Gewicht des Augenblicks bis auf den Grund erschüttert wird.

Es ist ganz unmöglich, durch weitere Beispiele die litterarische Kunst des Werks anschaulich zu machen. Dieser Artikel soll ja auch Niemandem das Werk entbehrlich machen, sondern nur zu seinem Genuß auffordern, soweit überhaupt noch Anlaß vorliegt, und daneben Einiges von den Gedanken aussprechen, die es erregt auch bei solchen Lesern, die nicht Politiker oder politische Historiker von Fach sind. Freilich wird sich Jeder, der über das Werk Andern Rechenschaft geben will, darauf beschränken müssen, eine oder die andre Seite hervorzuheben. Denn die Fülle dessen, was es bietet, und was darüber gesagt werden kann, ist zu groß.*)

Karl Müller

Landwirtschaftliche Forderungen und agrarische Ansprüche

Vor zehn Jahren ging es mir einmal eigen mit dem Konfirmandenunterricht. Ich behandelte den ersten Artikel und kam nach meiner Gewohnheit bei den Worten „Acker, Vieh und alle Güter“ auf den bürgerlichen Beruf zu sprechen. Es wurde gezeigt, daß Luther die Erklärung für den Landmann geschrieben habe, weil dessen Beruf der wichtigste sei. Wer nicht Landwirt sei, müsse bei diesen Worten an das Arbeitsfeld, die Arbeitsmittel und das Arbeitsziel denken, die seinen besondern Beruf ausmachten. Um dies an einem Beispiel auszuführen, fragte ich einen Jungen, was er werden wolle, und bekam die Antwort: Maurer. Ich ging nun diesen Beruf nach den angedeuteten Richtungen durch, zeigte dem Jungen, wie er diesen Beruf auf Gott zurückführen könne, und wie die Menschen auch seine Arbeit nötig hätten, und suchte dadurch zur Freudigkeit im Beruf und zur Treue in der Arbeit hinzuleiten. Bald darauf wurde mir gesagt, die Jungen wollten nun alle Maurer werden; und thatsächlich sinds 19 unter 23 geworden. Nur 3 blieben der Landwirtschaft erhalten, davon einer ein Bauernsohn und zwei Söhne von Gutsarbeitern. Damals wurden mir im Gemeindekirchenrat von einem Rittergutsbesitzer und Patronatsmitgliede Vorhaltungen darüber gemacht, daß ich die Kinder der Landwirtschaft entfremde. Er fügte hinzu, daß ein katholischer Geistlicher in der Beziehung anders handeln würde. Ich bin nun freilich der Ueberzeugung, daß jene Berufswahl nur zu einem sehr geringen Teil auf die Eindrücke des Konfirmandenunterrichts zurückzuführen war. Denn schon im Jahre vorher waren von 15 Konfirmandenknaben 10 Maurer geworden. Bei diesem oder jenem mögen meine Worte vielleicht den Ausschlag gegeben haben; aber in der Hauptsache wird die Berufswahl lediglich wirtschaftlichen Erwägungen entsprungen sein. Die Landwirtschaft ist hier eben einfach nicht imstande, alle Leute zu ernähren, namentlich auch wegen des übergroßen Großgrundbesitzes. Deshalb suchen von 931 konfirmirten Gemeindegliedern 233 ihr Brot auswärts. Eine Anzahl von diesen könnte die Landwirtschaft ja noch gut gebrauchen. Aber wenn das Fortwandern erst einmal im größern Umfange Sitte geworden ist, und wenn die Landgänger sich offensichtlich wirtschaftlich besser stehn als die Heimarbeiter: dann ist mit schönen Worten gegen das Abwandern kaum noch Etwas auszurichten. Und dann ziehen auch die fort, die hier noch ihr Brot fänden.

Jenes Erlebnis kam mir wieder in Erinnerung, als ich die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über die Leutenot auf dem Lande las. Diese Not ist ja, wie von allen Seiten zugestanden wurde, thatsächlich vorhanden. Wirklich tüchtige Leute sind in manchen Gegenden zur Landarbeit kaum noch zu bekommen. Und die Behandlung der noch vorhandnen Landarbeiter wird immer schwieriger. Durch die mannigfachen Berührungen mit den Industriearbeitern, durch das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit ist ein Selbstbewußtsein in ihnen geweckt worden, das ja an sich erfreulich ist, vorerst aber noch starke Reibungen im landwirtschaftlichen Betriebe erzeugt. Sie lassen sich nicht viel mehr sagen, werfen sich bei geringfügigen Anlässen auf, machen übertriebne Ansprüche an die Beköstigung, suchen sich der Hausordnung zu entziehen und wollen nur ihre bestimmten Stunden arbeiten. Die Arbeitgeber

*) Ganz Vortreffliches enthält die Schrift „Zu Bismarcks Gedächtnis.“ Aufsätze und Reden von G. Schmoller, M. Lenz und E. Marcks 1899.

aber, die so schon Sorgen genug haben, werden durch den ungewohnten Geist der „Unbotmäßigkeit“ verärgert und nervös; und namentlich die Hausfrauen können sich gar nicht in die neue Lage finden. Besonders wenn sie sich bewußt sind, ihre Leute mit Gerechtigkeit und Wohlwollen behandelt zu haben, sind sie leicht geneigt, jede selbständige Willenskundgebung der Dienstboten als eine absichtliche Kränkung aufzufassen. Auch daß die Dienstboten eines Dorfes unter sich zusammenhalten und in ihren Spinnstuben Verabredungen treffen, wie sie ihren Herrschaften entgegen treten wollen, erbittert diese. Und ich muß aus eigner Erfahrung gestehen, daß es bisweilen äußerst schwer ist, hierbei den Gleichmut zu bewahren, und daß dem gegenüber eine Vereinigung der Dienstherren eine fast selbstverständliche Folge ist. Ein kleines Beispiel zur Veranschaulichung. Am ersten Fastensonntage war hier entgegen der bisherigen Ortssitte Tanz, und erklärlicherweise hätte ich meinen Knecht und meine Magd gern davonzurückgehalten. Es wurde ihnen also in Freundlichkeit gesagt, daß wir ihnen zwar nicht verbieten wollten, den Tanzboden zu besuchen, daß wirs aber nicht gern sähen. Trotzdem gingen beide hin, und zwar, wie ich überzeugt bin, infolge der Einwirkung der andern Dienstboten im Dorfe. Solche unerfreuliche Wirkungen hat die Koalition doch auch. So viel über die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage, die ich an dieser Stelle nicht eingehend darlegen kann.

Ich muß mir auch versagen, ausführlich zu schildern, wie ich mir die weitere Entwicklung der ländlichen Arbeiterfrage denke, und was ich von den vorgeschlagnen Mitteln zur Lösung dieser Frage halte. Nur dies möchte ich im allgemeinen sagen und namentlich unsern nationalsozialen Freunden zu bedenken geben: der industrielle Arbeitsvertrag kann auf landwirtschaftliche Verhältnisse nicht ohne weiteres übertragen werden, namentlich nicht auf das bäuerliche Gesinde, soweit es in engen häuslichen Beziehungen mit der Herrschaft lebt.

Eine Erwägung gehört aber unzweifelhaft in die Christliche Welt, nämlich die, was von den agrarischen Ansprüchen zu halten ist, die bei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses an die Adresse der Pfarrer und Lehrer gerichtet worden sind.

Zunächst ist den Geistlichen und Lehrern ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß sie nicht mehr selbst Landwirtschaft trieben und infolgedessen für den landwirtschaftlichen Beruf zu wenig Interesse hätten. Dies ist wohl meist so gemeint, daß man jene Männer gern in das Netz der landwirtschaftlichen Interessen verflechten möchte, damit sie zur Erteilung von Urlaub, zur Aussetzung des Unterrichts geneigter würden und der Politik des Bundes der Landwirte sich anschlössen. Soweit diese Beweggründe vorhanden sind, wird man derartige Vorwürfe als agrarische Anmaßung kalt abweisen können. Um so mehr, als gerade auf jener Seite den Geistlichen das Eintreten für die Arbeiterinteressen als ungeistlich verübelt worden ist.

Anders hat der preußische Landwirtschaftsminister jenen Vorwurf begründet. Er scheint es so zu meinen, daß die Geistlichen und Lehrer, weil sie nicht mehr selbst Landwirtschaft treiben, dem ländlichen Leben entfremdet werden und somit die kleine und große Dorfbevölkerung nicht mehr zu einer vollen Würdigung ihrer besondern Lebens- und Heimatsverhältnisse anleiten können. So wenigstens meine ich den Satz verstehen zu müssen:

> Dieser Entfremdung von den praktischen und wirtschaftlichen Interessen entsprechend sind aber auch die Anschauungen, die der Lehrer in der Schule vertritt, sodaß viele Kinder den Begriff dafür verlieren, wofür der liebe Gott sie auf das Land gesetzt hat, daß sie dort ihr Unterkommen finden sollen.

Die spezifisch agrarischen Interessen, und namentlich die politischen, sind hier doch wohl nicht gemeint. Darf ich die Worte des Ministers aber so deuten, so muß ich mich im wesentlichen auf seine Seite schlagen. Schon seit Jahr und Tag liegt es mir an, einmal einen Aufsatz über das Thema „Der Pfarrer als Landwirt“ zu schreiben. Und zwar fühle ich mich dazu bewogen einmal durch das Vorgehen der preußischen Landeskirchen, die durch das neue Pfarrbesoldungsgesetz die Geistlichen absichtlich aus der Landwirtschaft hinaus getrieben haben, sodann durch mehrere Bemerkungen, die Pfarrer Foerster in diesem Blatte (1897, Nr. 51; Chronik 1898, Nr. 2) gegen die Landwirtschaft der Geistlichen gerichtet hat.

Ich halte dafür, daß der Landpfarrer — und das gilt auch von dem Landlehrer — in der Regel Landwirtschaft treiben sollte. In der Stadt laufen neben den eigentlichen Berufsinteressen so viel andre Interessen her, daß der Pfarrer sich mit seinen Gemeindegliedern meist in irgendwelchen gemeinschaftlichen Interessen begegnen wird, auch wenn ihre besondern Berufsinteressen ihm fremd sind. Der Stadtpfarrer ist auch durch seine unmittelbaren Amtspflichten vollauf in Anspruch genommen. Auf dem Lande aber dreht sich Alles um die Landwirtschaft. Was hierzu nicht in Beziehung steht, läßt sich dem Interesse des Landbewohners schwer nahe bringen. Wer daher nicht in der Gedanken- und Empfindungswelt des Landmanns lebt, für den bleibt das Land eine Fremde, und er bleibt dem Lande, d. h. seiner Gemeinde ein fremder Mann. Man wird aber in dieser Welt selten ganz heimisch werden, wenn man nur als Gast und nicht als Arbeitsgenosse darin lebt. Denn alle Dinge lernt man erst dann ganz kennen, wenn man sie selbst anfaßt. Der Pfarrer, der selbst Landwirt ist, fühlt von der Saat bis zur Ernte alle Freuden und Hoffnungen, Sorgen und Nöte seiner Gemeinde ganz anders, als wer bloß durch Anempfindung daran teilnimmt; und der Gemeinde dringt sein Wort mit viel größerer Wahrhaftigkeit zu Herzen. Man werfe nicht ein, daß ja auch der Stadtpfarrer sich meist mit dieser Anempfindung begnügen müsse, da er doch nicht Kaufmann, Handwerker und Fabrikarbeiter werden könne. Richtig ists ja; aber sind etwa die gegenwärtigen Stadtpfarrer und Stadtgemeinden normale oder gar ideale Erscheinungen? Ich möchte den Gedanken der Berufsgemeinden (nicht Klassengemeinden!) gar nicht so weit abweisen; und jedenfalls freue ich mich, daß wir auf dem Lande als Regel noch die Berufsgemeinde haben. Haben wir sie aber, dann brauchen wir uns nicht von den anders gearteten Stadtgemeinden die Gesetze für unsre Entwicklung vorschreiben zu lassen. Ich kann es aus eigner Erfahrung bezeugen, daß ich ganz anders innerhalb meiner Gemeinde stehe, seitdem ich selbst Landwirt bin. Und meine Gemeindeglieder stehen mir viel näher.

Dazu kommt, daß der Landpfarrer im Sommer von seinem Amte zu wenig Arbeit hat. Denn ich glaube, daß die doch wohl noch selten sind, die vom Montag bis zum Sonnabend an ihrer Predigt zu arbeiten haben. Auch bei uns hat sich die Konzeptionsfähigkeit gesteigert, und auf eine stilistisch feine Ausfeilung der Predigt wird nicht mehr soviel Gewicht gelegt. Unsre Büreauarbeiten, die ja heutzutage viel Zeit in Anspruch nehmen, sind im Sommer gering, denn die Büreaukratie pflegt im Sommer nur die laufenden Geschäfte zu erledigen; die Aktenbündel schwirren erst im Winter — zu unserm Bedauern und oft auch zur Verzögerung wichtigerer Geschäfte. Auch zum Krankwerden haben unsre Bauern im Sommer keine Zeit. Und Hausbesuche würden sie mit scheelen Augen bewillkommnen. Was soll ein Landpfarrer nun den schönen lieben Sommer machen? Immer kann er doch nicht Rosen veredeln; dem Landmann würde es auch als sündhafte Zeitvergeudung erscheinen. Spazieren gehen? Es ist ein eigen Ding, durch die Wiesen und Felder zu schlendern, wenn überall im Schweiße des Angesichts gearbeitet wird. Im Hause umhersimpeln? Doch gewiß nicht. Studieren? Nicht jeder bringts fertig, wenn die Lerchen trillern und der Hagedorn blüht. Und — daß ich einmal boshaft werde — für die Wissenschaft sorgen unsre lieben Professoren auch ohne uns. Und in ihre Tiefen vermögen wir arme „Kleriker“ doch nicht einzudringen. Auch haben wir ja jetzt vom Katheder her gehört, daß die Theologie der Religion eher schädlich als nützlich sei. Ich will keineswegs Vernunft und Wissenschaft verachten, möchte auch uns Pfarrer nicht von der Pflicht entbinden, mit der theologischen Wissenschaft Fühlung zu behalten. Aber wer von uns findet sich noch in der theologischen Forschung zurecht? Wer ist nicht mehr verwirrt als erleuchtet durch die Fülle der Gesichte, die immer neu aus der Theologie hervorquellen? Trete ich nach einem zweijährigen Zwischenraum in die Versammlung unsrer Freunde in Eisenach, dann komme ich mir vor wie einer von den sieben Jünglingen in Ephesus. Und erzähle ich hier

meinen Amtsgenossen davon, dann sinds ihnen wundersame neue Mären wie von den Bewohnern des Mars. Ich besitze eine ziemlich umfangreiche Bibliothek; aber wenn ich vor meinen Büchern stehe, dann beschleicht mich das Gefühl, als ob sie sämtlich antiquirt wären und von Dingen handelten, von denen man heute kaum noch spricht. Wie soll man mit Lust darin studiren? Die neuen Sachen aber kann Unsereins bei den übertriebnen Bücherpreisen nur selten kaufen, und auf den Bibliotheken müssen sie zur Verfügung der Dozenten bleiben. Mir ist zuweilen, als wäre die Theologie heute eine Geheimlehre, und so ist nicht mir allein. Die Entfremdung und infolgedessen das Mißtrauen gegen die Theologie ist nicht bloß in den sogenannten orthodoxen Kreisen im Wachsen. Immerhin ist das nur eine gegenwärtige Zeiterscheinung; aber auch wenn die Verhältnisse günstiger wären, so ist ein Landpfarrer doch selten so sehr wissenschaftlich interessirt, daß er sich den ganzen Sommer in seine Bücher vergrübe. Die meisten bringen ihre Zeit eben anders hin. Und deshalb meine ich, daß gerade der Landpfarrer seine Sommerzeit gar nicht besser verwenden kann als in der Landwirtschaft. Er wird doch noch Muße genug finden, ein gutes Buch zu lesen; und für seine besondre Lebensaufgabe wird er von jener praktischen Beschäftigung jedenfalls mehr Förderung haben, als von wissenschaftlichen Einzelforschungen.

Endlich entspricht es nicht meinem Ideal, daß die Gebildeten in dem gegenwärtigen Widerstreit der wirtschaftlichen Interessen so ganz uninteressirt sein sollen. Die preußischen Kirchenregierungen haben dies jedenfalls mit beabsichtigt, als sie den Pfarrern ihre Ländereien genommen haben. Und die Wirkung mag ja sein, daß die Pfarrer nun unparteiisch über dem wogenden Interessenkampf stehen. Aber mit dieser Stellung ist gar nicht ohne weiteres eine größere Sachlichkeit und Richtigkeit des Urteils gegeben. Wer keine eignen wirtschaftlichen Interessen zu vertreten hat, wird meiner Meinung nach kaum imstande sein, nachzufühlen, wie dieser wirtschaftliche Kampf die Menschen bis ins Innerste ergreift und erschüttert. Er wird nicht etwa gerechter, sondern ungerechter in seinem Urteil. Und er wird sich in seiner Stellungnahme lediglich durch unklare Sympathien und Antipathien leiten lassen, die ganz zufälligen Ursprungs sein können. Dem steht freilich entgegen, daß augenscheinlich auch die Interessengruppen sich keineswegs durch ein Uebermaß von Gerechtigkeit auszeichnen. Aber wenn ein Pfarrer, der äußerlich die Pflicht hat und innerlich die Verpflichtung fühlt, gerecht zu sein, wenn der die Wucht der wirtschaftlichen Interessen an seinem eignen Leibe erfährt: so wird der am allergeeignetsten sein, im wirtschaftlichen Interessenstreit als ein versöhnendes Element zu wirken. Damit ist aber gesagt, daß ich den landwirtschaftlichen Pfarrern eine ganz andre Stellung zuweisen möchte, als sie die Agrarier erhoffen. Sie sollen nicht zur Verstärkung, sondern gerade zur Mäßigung der agrarischen Ansprüche wirken. Sie sollen freilich durch ihr Eingreifen die landwirtschaftliche Arbeit mit zu Ehren bringen helfen, sollen dadurch auch an ihrem Teile den Landarbeitern die Scholle begehrenswert machen; aber ihre Hauptaufgabe sehe ich darin, daß sie den ländlichen Arbeitgebern ein Muster werden — auch in der Fürsorge für die Landarbeiter.

Damit hängt ein Andres eng zusammen. Es ist sehr schön, und der Herr Pastor Schall hats im Abgeordnetenhause seiner Zeit wirksam vertreten, daß der Pfarrer sein Gehalt vierteljährlich voraus aufgezählt bekommt. Es ist auch schön, daß für ihn und die Seinen in allerlei Notfällen notdürftig gesorgt ist. Ich selbst möchte es nicht entbehren. Aber es ist ihm dadurch doch außerordentlich schwer gemacht, seiner Gemeinde die Sorgen vom Herzen zu predigen. „Sorget nicht," das ist sehr leicht gesagt von einem, der sich für alle Wechselfälle versorgt weiß. Aber die Gemeinde wird bei solcher Predigt ebenso leicht denken: Ja, du hast gut reden. Jeder Pfarrer hat ja gewiß ebenfalls seine Sorgen, Schuldensorgen, Verwandtensorgen, Erziehungssorgen: aber in der Regel wird er die vor seiner Gemeinde möglichst verbergen. Und die allgemeine Meinung ist infolgedessen, daß der Pfarrer das sorgenfreiste Leben von der Welt führe. Für gut kann ich das nicht halten. Für gut halte ich es vielmehr, wenn ein Teil auch seines Einkommens von den Wechselfällen des Schicksals und — von seiner eignen Tüchtigkeit abhängig ist. Denn das ist doch auch gar sehr bedenklich und erweckt nicht geringes Aergernis, daß er sein Gehalt sicher hat und darin mit den Jahren sicher aufsteigt, er mag im übrigen leben und wirken, wie er will. Wenn er nicht gerade in die sozialpolitischen Nesseln greift oder sich nicht ganz arg vergeht, so bleibt ihm sein Einkommen sicher und ungeschmälert. Deshalb möchte ich, daß er durch einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb der wirtschaftlichen Unsicherheit seiner Gemeindeglieder ein klein wenig angenähert würde.

Nun sagt freilich Pfarrer Foerster, und gerade darauf habe ich schon lange antworten wollen, daß dann der Pfarrer der Konkurrent seiner eignen Gemeindeglieder würde. Dem gegenüber behaupte ich, und jeder praktische Landwirt wird mir darin beistimmen: eine Haupteigentümlichkeit der ländlichen Wirtschaftsweise besteht darin, daß sich hier fast niemals ein Produzent als Konkurrent des andern fühlt. Die Konkurrenz ist ja unzweifelhaft vorhanden; aber sie wird in der Regel erst auf dem großen Markt wirksam, und die Rückwirkung, die der Landmann ja auch spürt, erscheint ihm nicht als Wirkung und Schuld seines Nachbars. So ist es wenigstens jetzt; den Kopf der Zukunft brauche ich mir aber nicht zu zerbrechen.

(Ein zweiter Artikel folgt) Gustav Habermann

Das deutsche Volkstum

Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Neuer Abdruck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899. VI, 679 S. Geb. 15 Mk.

Das bereits in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs kurz angezeigte Werk liegt jetzt abgeschlossen vor. Was damals zu seiner Empfehlung gesagt wurde, kann nach der Lektüre des Ganzen nur bestätigt werden. Hinzufügen aber muß ich einen Hinweis auf die geschmackvolle und würdige Ausstattung. Ich habe selten einen Einband gesehen, der den Ansprüchen des Charakteristischen wie des Schönen so gleichmäßig genügte. Und um die reiche Mannigfaltigkeit der eindrucksvollen Illustrationstafeln zu kennzeichnen, brauche ich nur zu bemerken, daß Künstler wie Lochner, Dürer, Schwind, Richter, Thoma, Böcklin und kulturhistorische Objekte wie Stellen aus dem Hildebrandslied, einer Nibelungenhandschrift, Luthers Septemberbibel u. a. vorgeführt werden.

Inhaltlich bietet zunächst der Herausgeber eine Art Einleitung über „Das deutsche Volkstum." Sie stimmt gleichsam das Instrument und schlägt schon leichthin die Töne an, die später im Zusammenhang der verschiednen Kulturgebiete zu tieferer und breiterer Ausführung kommen. Professor Alfred Kirchhoff giebt in seinem Abschnitt über „Die deutschen Landschaften und Stämme" die zum Verständnis jedes eigenartigen Kulturlebens notwendige geographische und ethnographische Grundlage. In den nun folgenden Einzeldarstellungen behandelt ein junger Historiker, Hans Helmolt, der durch eine bereits vom Bibliographischen Institut angekündigte und in ganz anderm Sinne als bisher üblich universal gehaltne Weltgeschichte sehr bald auch weitern Kreisen bekannt werden dürfte, „Die deutsche Geschichte." Professor Oskar Weise verfolgt in dem Abschnitt über „Die deutsche Sprache" deren Beziehungen zur Volksindividualität. Professor Eugen Mogk beschreibt „Die deutschen Sitten und Bräuche," sowie „Die altdeutsche heidnische Religion." Am interessantesten für die Leser der Christlichen Welt ist der Aufsatz von Professor Karl Sell: „Das deutsche Christentum"; er wird uns unten noch näher beschäftigen. „Das deutsche Recht" wird von Landrichter Adolf Lobe besprochen; „Die deutsche bildende Kunst" von Professor Henry Thode, „Die deutsche Tonkunst" von Professor Heinrich Adolf Köstlin, und endlich „Die deutsche Dichtung" von Professor Jakob Wychgram.

„Volk" ist „eine durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte dargestellte ethnische Einheit," „Volkstum" — das Wort ist von Jahn geprägt — bedeutet „die zu einer psychischen Einheit verbundnen Eigenschaften, die ein Volk von andern

unterscheidet." Diese Eigenschaften nun wurzeln im deutschen Gefühlsleben: schon ein oberflächlicher Blick auf das genaue Inhaltsverzeichnis beweist, wie Gemüt und Humor, Individualismus, Treue und Genossenschaftlichkeit die meist besprochnen Eigenschaften sind. Hier entspringen auch die typischen Mängel des Deutschen: sein Hang zum Philistertum, seine übertriebne Anpassung an Fremdes, sein oft so schädliches, in der berühmten „preußischen Disziplin" wohl nur durch slawische Blutmischung lahmgelegtes Widerstreben gegen jede feste, zwingende Organisation. Ebenso erklärt im Einzelnen z. B. Thode die Schwäche der deutschen bildenden Kunst aus dem Ueberschuß von Gefühlskraft und Phantasiereichtum gegenüber den künstlerischen Fähigkeiten und Möglichkeiten der Darstellung, und Wychgram kommt sogar bei einem Goethe zu dem Urteil: die überreiche Individualität zerbricht die dichterische Form. — Einheitlich wie die Charakteristik der Deutschen ist auch die Beurteilung des Einflusses, der von ihren Geisteshelden ausgegangen ist und ausgeht. Auch da ist schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis charakteristisch. Weitaus am meisten wird Goethe zitirt; seine Gestalt scheint unser Kulturleben noch weit mehr zu beherrschen, als man sonst zuweilen glauben möchte. Geht man in der Entwicklung rückwärts, so finden sich naturgemäß überall Luther und Karl der Große als die richtunggebenden Männer.

In der Art der Darstellung halten sich beschreibende oder analysirende Ausführungen einerseits und geschichtliche andrerseits ziemlich die Wage. Dadurch ist glücklicherweise vermieden, was in unsrer historischen Zeit eine Gefahr für mosaikartige, unter Fachmänner verteilte Werke bildet: die Auflösung in parallele, fast zusammenhangslose Geschichtsdarstellungen. Nur ein Mangel ist zu sehr mit der ganzen Anlage verknüpft, als daß er sich hätte vermeiden lassen: eine Reihe von Wiederholungen. Ueber das Gemüt z. B. wird unendlich oft gesprochen, ohne daß immer ein besondres Moment aufträte; erst zuletzt bei Wychgram aber erfährt man Näheres über den Begriff und die bei seiner Anwendung so häufigen Uebertreibungen! Dabei sei gleich ein andrer Mangel erwähnt, der auch auf Rechnung der Anlage und Zeitstimmung kommt: das völlige Zurücktreten der Philosophie. Sie ist gerade für das „Volk der Denker" von größter Bedeutung, aber eine besondre Skizze hat man ihr nicht einräumen wollen, und in den andern Abschnitten konnte sie auch nur gestreift werden; am meisten erhält sie noch bei Sell ihr Recht. So entsteht die absurde Erscheinung, daß die Verweise auf Kant im Inhaltsverzeichnis kaum drei Zeilen einnehmen, während z. B. Goethe dreizehn Zeilen umfaßt!

Der Ton der Darstellung enthält und erträgt eine Reihe von Abstufungen in der Höhenlage und Popularität. Dem Zweck des Buches, auf weitere Kreise zu wirken, entspricht wohl am besten der Stil von Helmolt, der mit seiner vielleicht zu großen Menge von Pointen und Zitaten den Leser unwillkürlich weiter trägt. Am tiefsten in das Wesen seines Gegenstandes einzudringen scheint mir dagegen außer Sell der Heidelberger Aesthetiker Thode, dessen allerdings vielfach höchst subjektiv gehaltner Beitrag eine Fülle von Anregungen bietet.

Für uns ist eine Hauptfrage: Welche Stellung erhalten Religion, Christentum und im besondern Protestantismus? Wir freuen uns antworten zu können: Ihre Würdigung und Vertretung ist die denkbar beste. Das zeigt sich im ganzen Ton, es zeigt sich in der Beurteilung Luthers, es zeigt sich in der Einfügung eines Abschnitts „Der Deutsche und Gott" bei Helmolt oder „Das Religiöse im Recht" bei Lobe; es zeigt sich darin, daß sogar die bestreitbare Behauptung von der innern Wahlverwandtschaft des Germanentums und Christentums z. B. bei Lobe wiederkehrt. Am wertvollsten aber ist das Zeugnis, das die Skizze Sells vom deutschen Christentum bietet.

Seine den Lesern der Christlichen Welt wohlbekannte weitherzige, echt religiöse Fähigkeit, die Quellen und verborgen rauschenden Ströme der Religion unter jeder Hülle zu erkennen, bewährt sich hier in vollster Kraft. In dem Streben, nur eine Form des deutschen Christentums als die normale und allein berechtigte anzuerkennen, sieht er einen Ausfluß nationaler oder konfessioneller Voreingenommenheit. Der reformirte Typus des Protestantismus, „die Religion großer politischer, kommerzioneller und technischer Unternehmungen" ist für ihn ebenso deutsch wie das dem religiösen Geheimnis gerechter werdende Luthertum. Der Katholizismus kann deutsch sein; nur daß den Deutschen die „Kirche," die den Besitz der göttlichen Offenbarung verbirgt, „etwas Andres, Innerlicheres, Geheimnisvolleres" bedeutet, als sie jemals „in römischantiken oder französischen Köpfen" war. Aber Sell thut über diese Weitherzigkeit hinaus noch einen Schritt, den wohl kein Theologe vor ihm in solcher Konsequenz gethan hat: neben den deutschen Katholizismus und den deutschen Protestantismus stellt er als dritte besondre Form des deutschen Christentums „die deutsche konfessionslose Religiosität":

> In ihr spricht sich der deutsche Geist unabhängig von überlieferten Formen aus, außerkirchlich, persönlich, frei, und darum spricht er hier vielleicht sein innerstes Wesen aus.

Sie erkennt die individuelle Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens, Denkens und Empfindens an, hält aber durchaus fest am „Kern alles Gottes- und Ewigkeitsglaubens". Die großen Geistesheroen vor allem der deutschen Philosopie finden hier ihre Stellung; die typischste Verkörperung bildet Goethe, der Prophet für die durchaus weltfreudige „Religion der Humanität," die in der kirchlichen Gestaltung nur ein Symbol der Wahrheit erblickt und jeder Fesselung des individuellen Innenlebens durch ein Bekenntnis oder eine Kirchenform widerstrebt:

> Es ist das Kant-Fichtesche, das Lessing-Herdersche Erbe, der Glaube an das ewig Göttliche, an die sittliche Würde der Menschheit und an ihre Aufgabe, ein Werk Gottes auf Erden zu verwirklichen, das, in den mannigfaltigsten Gestalten aufgefaßt, doch die sonst nach allen Richtungen auseinanderstrebenden Geister unsrer eigentlich nationalen Dichter, Geschichtschreiber und Selbstdenker verbindet.

Selbst die drei Formen des wissenschaftlichen Atheismus, die in unserm Jahrhundert Schopenhauer, Feuerbach und Nietzsche vertreten haben, sind nicht eigentlich irreligiös; denn sie entspringen einem „Wahrheits-, Schönheits- und Lebensdrang" und haben verkannte Wahrheiten in ein besseres Licht gesetzt. Freilich sieht auch Sell in der Humanität nicht die letzte Form unsrer religiösen Entwicklung, sondern nur eine der Bürgschaften für ihre Zukunft; er schließt mit dem freudigen Ausblick:

> Wir sind Zeugen einer sich vorbereitenden neuen Renaissance christlicher Ideale in kräftigerer, konkreterer und mehr nationaler Gestalt.

Schon diese kurzen Andeutungen genügen, um einen Eindruck von der Gedankenfülle des Sellschen Beitrags zu geben. Daß den Verfasser sein Streben, jeder Art der Religion gerecht zu werden, zum mindesten in die Gefahr bringt, das tiefste, ureigenste Wesen der Religion zu verkennen, sowie den positiven Inhalt des Christentums, im besondern des Protestantismus zu unterschätzen, darauf brauchen wir nicht erst hinzuweisen. Jedenfalls bedürfen seine Gesichtspunkte einer stärkern Beachtung, als die in vielen christlichen Kreisen üblich gewordne Verachtung der Aufklärung und des kulturfreudigen Christentums ihnen zu widmen pflegt. Darin dürften sich ja doch fast Alle einig sein, daß der zarte individuelle Hauch, den die „konfessionslose Religiosität" atmet, ein rettendes Gegengewicht bedeutet gegenüber dem schematisirenden und zentralisirenden Zuge jeder organisirten Kirche. Und gerade das ist es, was wir als echt deutsch an jener rühmen dürfen. Wenn wir hoffnungsfreudig in die Zukunft des deutschen Christentums blicken, so thun wir es in der Zuversicht, daß unser Christentum stark genug sein wird, die geistige Kraft und Fülle von Motiven, die es seit der Renaissance an das profane Geistesleben verloren hat und in jener konfessionslosen „Religiosität" wirksam sieht, wieder an sich zu fesseln und so unbeschadet seinem Individualismus die getrennten Flüsse in einen mächtigen Strom zu sammeln.

Wir wünschen dem Sellschen Beitrag wie dem ganzen „Deutschen Volkstum" weite Verbreitung und viele verständnisvolle Leser; das Werk verdient sie auch in den Teilen, die hier nicht im einzelnen besprochen worden sind. Möchte es unser deutsches Selbstgefühl klären und stärken helfen, daß es frei von beschränktem Chauvinismus doch das stolze Bewußtsein in sich trage, das in den von Meyer zitirten Versen Geibels wiederklingt:

> Und es mag am deutschen Wesen
> Einmal noch die Welt genesen.

Stephan

Stimmen der Väter

Kaspar Olevian

Am 15. März 1587 starb zu Herborn der Mitverfasser des Heidelberger Katechismus Kaspar Olevian unter den Gebeten seiner Freunde. Kurz vor Eintritt des Todes hatte ihn Altsted gefragt: „Lieber Bruder, Ihr seid ohne Zweifel Eurer Seligkeit in Christo gewiß, gleichwie Ihr Andre gelehrt habt?“ Da hatte der Sterbende mit schwacher Stimme geantwortet: Certissimus („Ganz gewiß“), sein letztes Wort. Drei Tage vorher hatte er vom Krankenbett aus an seinen zu Kirchloch im Bistum Speyer krank liegenden Sohn Paul einen Brief gerichtet, den ich hier zum Abdruck bringe. Nicht, weil er etwas Besondres enthielte, sondern gerade wegen seiner Schlichtheit. Jeder Bürger hätte so schreiben können. Für die Charakteristik des zu seiner Zeit nicht unbedeutenden reformirten Theologen trägt der wenig theologische Brief Einiges bei. Der ganze nüchterne Ernst reformirter Frömmigkeit, aber auch ihre sichere Ruhe überkommt den Leser. Anspruchslose, aber ergreifende Abschiedsworte eines Sterbenden, wirklich die Stimme eines Vaters!

Der Brief ist lateinisch diktirt; ich gebe ihn deutsch, im Anschluß an eine Uebersetzung von Johannes Piscator, der das Leben seines Freundes kurz beschrieben und bei dieser Gelegenheit den Brief mitgeteilt hat. Ich benutze die von Piscator besorgte Ausgabe von Olevians Schrift „Der Gnadenbund Gottes,“ Herborn, 1602, der jene Biographie vorgedruckt ist. Adolf Deißmann

Geliebter Sohn Paul! Ich sage mit dem Altvater Jakob: Herr, ich warte auf Dein Heil. Denn meine Sachen stehen also, daß ich mit dem Apostel sage: ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Ihm befehle ich auch Dich ganz, wie in der heiligen Taufe so auch jetzt bei meiner Wanderschaft zum Herrn, und übergebe Dich samt Deiner liebreichen Mutter nebst Bruder und Schwester Ihm und dem Wort seiner Gnade. Es wäre mir zwar lieb gewesen, Dich noch zu sehen, aber ich habe Dich nicht in Gefahr bringen wollen bei dieser Kälte, da Dein Schienbein immer noch krank ist. Ich habe aber über Alles verfügt, wie es einem gottesfürchtigen Vater zukommt, und unser großmütiger Herr Graf Johann hat seine Freigebigkeit gegen Euch durch Brief und Siegel bekräftigt, ohne Euch dadurch irgend zu binden. Ich für mein Teil bin stündlich auf die Wanderschaft zum Herrn gefaßt. Begieb Du Dich nicht zu früh auf die Reise: wir werden einander im ewigen Leben sehen vermöge des Gnadenbundes Gottes. Ich befehle Dir Deine gottselige Mutter; ich weiß, Du hast sie lieb. Deinen zarten Bruder Ludwig nimm auf wie mein eignes Herz und regiere ihn freundlich nach der Einsicht, die Gott Dir verliehen hat. Begehre keine hohen Dinge, sondern sei zufrieden mit denen, die in der Mitte liegen, und richte Deine Studien so ein, daß sie vielen Leuten Etwas nützen. Der Segen des Herrn sei mit Deinem Ausgang und Eingang, Amen! Und in der Gnadenkindschaft finde Dein Geist seine Ruhe und erwarte samt mir das himmlische Erbe durch den Sohn Gottes und um seinetwillen, Amen!

Gegeben zu Herborn, am zwölften März, zwischen vier und fünf Uhr. Vom Bett aus diktirt. Im Jahre 1587.

Ich, Dein Vater Kaspar Olevianus von Trier, Diener des Wortes Gottes, habe mit eigner Hand unterschrieben.

Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! Apostelgeschichte 7.

Verschiedenes

Die älteste Christenheit. Betrachtungen über die apostolische Geschichte von Georg Lasson, Pfarrer in Friedersdorf (Mark). Erster Band. Die Gründung der Kirche. Gütersloh, Bertelsmann, 1899. 4,80 Mk.; gebunden 5,50 Mk.

Als ich in Tübingen studirte, brachte ein in Hunderten von Pfarrhäusern gelesenes gutgesinntes Blatt einen entsetzten Artikel über Weizsäckers eben erschienenes Apostolisches Zeitalter; selbst in die Stadt Becks könne ein gewissenhafter Vater jetzt seinen Sohn nicht mehr schicken. An diesen Artikel mußte ich denken, als ich bei Lasson las: „Es ist an der Zeit, daß die gläubige Gemeinde sich den Gewinn zu eigen mache, den uns die Wissenschaft der neutestamentlichen Zeit- und Litteraturgeschichte gebracht hat.... Der Verfasser hat die Arbeit der verschiedensten Forscher benutzt, ohne auf selbständige Auffassung zu verzichten. Einen besondern Dank schuldet er dem hochverdienten Verfasser des »Apostolischen Zeitalters,« Karl von Weizsäcker, von dem er bei aller Abweichung in den Grundanschauungen doch sehr viel gelernt zu haben bekennt“ (S. VI). Diese Worte aus der Feder eines zweifellos ganz „rechts“ stehenden Pfarrers sind hocherfreulich. Zeigen sie doch, daß man zur „gläubigen“ Gemeinde gehören und doch einer freien Untersuchung des Ursprungs der Gemeinde gerecht werden kann. Wahre Wissenschaft wirkt zuletzt immer aufbauend.

Lasson will dem gebildeten christlichen Hause einen Dienst erweisen, indem er durch seine Betrachtungen „zu sinnender und erbaulicher Vertiefung in die Geschichte der ältesten Christenheit“ anregen will. Seine Absicht ist also eine praktische aber gründliche historische Bildung ist überall der Boden seiner „Betrachtungen.“ Daß unsern Gebildeten auch eine genauere historische Kenntnis der Dinge not thut, die besonders aus den Paulusbriefen zu erschließen sind, wird Niemand bestreiten können. Die Paulusbriefe müssen von der großen Gemeinde erst wieder entdeckt werden. So bekannt und so oft zitirt auch einzelne Sätze oder auch Kapitel der Briefe sind, so wenig hat man in den weitesten Kreisen eine Ahnung von dem gewaltigen und eigenartigen Leben, das z. B. in einem Briefe wie dem zweiten an die Korinther pulsirt. Lassons Buch wird trotz seiner erbaulichen Absicht Vieles von dem Ertrag der historischen Arbeit an den Paulusbriefen der Gemeinde vermitteln können. Es wäre erwünscht, wenn einzelnes Hypothetische als solches bezeichnet wäre. Das ist z. B. der Fall S. 293 („wenn wir, wie es den Anschein hat, berechtigt sind, das sechzehnte Kapitel des Römerbriefs als einen besonderen Brief zu betrachten, den Paulus zur Empfehlung der Diakonisse Phöbe nach Ephesus gerichtet hat“), aber nicht S. 226 („In der Reihe der großen Kampf- und Lehrbriefe des Paulus ist ohne Zweifel der Brief an die Galater der älteste.“) Im allgemeinen ist jedoch das historische Urteil taktvoll und besonnen; man vergleiche S. 204 das Urteil über die beiden Quellen für die Darstellung des sogenannten Apostelkonzils. Besondre Hervorhebung verdient, daß Lasson ohne Scheu auch die Schattenseiten der apostolischen Zeit behandelt: „Die menschlich-irdische Seite des Christentums macht sich stärker geltend. Die Fragen der Verfassung und der Lehre, die Irrtümer und Sünden der Gläubigen, die Einwirkungen der Politik und die Rücksichten natürlicher Klugheit treten deutlich und unabweislich hervor“ (S. VII).

Der Hauptzweck ist meines Erachtens vollkommen erreicht. Die Betrachtungen, die von wohlthuender Kürze sind, fesseln und erwärmen den Leser durch eine edle Gesamtauffassung und durch manche feine Einzelbemerkung. Auch der Stil ist durchsichtig. Einige Eigenheiten der Sprache stören nicht ernstlich, z. B. die Hebraismen „zwischen Jesu Christo und zwischen uns“ S. 372 und „liebe Seele“ in der Anrede S. 306. 377 u. ö. Das ist Sprache Kanaans im eigentlichsten Sinne.

Anerkennende Kritik eines Buches ist nicht Zustimmung zu den Einzelheiten. Es ist hier nicht der Ort, abweichende Meinungen auszusprechen. Aber das möchte ich noch andeuten, daß Einzelnes gerade in einem Buche aus der Praxis des Pfarramtes und für die Praxis noch fruchtbarer hätte gestaltet werden können. Ich denke da beispielsweise an die Behandlung der Kollekte der Paulusgemeinden für Jerusalem und an die Betrachtung über den Anfang des zweiten Korintherbriefes. Doch hat der Verfasser sich hier vielleicht absichtlich eine gewisse Beschränkung auferlegt. Adolf Deißmann

Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser von Otto Kaemmel. Erster Teil: Das Mittelalter. XX, 366 S. gebunden 2,50 Mk. 1896. Zweiter Teil: Die Neuzeit. XIV, 454 S. gebunden 3 Mk. 1898. Leipzig, Grunow.

Dies Buch ist recht geeignet, den Gebildeten ein tieferes Verständnis unsrer in Auf- und Niedergang so wechselvollen deutschen Geschichte zu gewähren. Dankbar begrüßen wir Alles, was uns den innern, so tragischen Werdegang unsers Volkes verstehen lehren will. Die deutschen Stämme haben sich zweimal zu einer Nation zusammen geschlossen. Die erste nationalpolitische Einheit war verfrüht, da sie weder der damaligen Kulturstufe noch den Bestrebungen der Stämme entsprach. Die zweite ergab sich aus lebendig empfundnen Bedürfnissen. Zwischen beiden nun liegt eine lange Periode der Auflösung und Umbildung; sie birgt eine tiefe Tragik in sich, verursacht durch den trotzigen Individualismus und tief gewurzelten Idealismus des deutschen Wesens. Knapp und lebensvoll hebt der Verfasser in sieben Abschnitten die großen Richtlinien dieses Werdens, Vergehens und Neuwerdens der deutschen Nation mit all den Verzweigungen seines politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens heraus, indem er sich hütet vor einer Ueberschätzung der materiellen Verhältnisse, vielmehr mit Betonung hinweist auf die überragende Bedeutung der großen Persönlichkeiten, die große Ideen aufstellen, ergreifen und zu verwirklichen suchen. Daß der Verfasser in der Geschichte unsers Volkes Gottes Walten erkennt und sich zu dem schlichten Glauben an eine höhere Leitung der menschlichen Dinge bekennt, ohne sich zu vermessen, sie im Einzelnen nachweisen zu wollen, das ist uns so recht aus dem Herzen geschrieben. Aufs wärmste kann ich darum Allen die Anschaffung und Lektüre des Werkes empfehlen. Danneil

Gelzer über die orientalischen Armeniersprichwörter. In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1899, Nr. 11, bespricht Geh. Hofrat D. Gelzer in Jena eine Studie Krumbachers über die byzantinische Dichterin Kassia. Von ihr ist ein vernichtendes Urteil über die Armenier überliefert. Krumbacher spricht sich über dieses Urteil mit einiger Reserve aus. „Immerhin führt er — schreibt Gelzer — einen »erfahrenen Orientreisenden« als Kronzeugen für die moralische Minderwertigkeit der Armenier auf. Die Billigkeit hätte doch erfordert, daß

auch die altera pars gehört worden wäre, zu der so eminente Kenner wie Moltke und der jenem Orientreisenden an Erfahrung weit überlegene Rohrbach gehören. Es ist heute mißlich, in das von oben her protegirte Verdammungsurteil über die Armenier nicht einzustimmen. Es ist auch hier nicht der Ort, diese Frage zu erörtern. Nur zu den Schlußworten des Verfassers möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben; er sagt S. 337: »Darf man aber den erwähnten byzantinischen Zeugnissen trauen, so waren die Armenier schon verrufen, noch ehe die Trübsale der großen Völkerstürme und der Druck des türkischen Joches die Sittlichkeit der christlichen Orientalen ungünstig beeinflußten.« Wir haben noch bedeutend ältere Zeugnisse für den schlechten Ruf der Armenier. Von den Römern, die das Volk nur sehr oberflächlich kannten, können wir absehen. Aber ein armenischer Historiker, der treffliche Lazar Pharpeci, hat uns ein persisches Urteil von hochgeborner Seite, von König Peroz (457—484) aufbewahrt: »Der schlechteste Mann und die minderwertigste Truppe, die in meinem Reiche überhaupt existiren, sind die Syrer; aber ein schlechterer und minderwertigerer Mann als der Syrer ist der Armenier« (Lazar Pharpeci, Ausgabe von Venedig, 1873. S. 336. 337). Solche Aussprüche sind parallelen Gefühlsergüssen der Russen über die Deutschen der Ostseeprovinzen, der Tschechen über die Deutschen u. s. w. an die Seite zu stellen. Die byzantinischen Griechen selbst begegnen bei ihren Nachbarn derselben Hochschätzung von alters her, wie der Türke Turxanthos oder Bischof Liutprand und die beweglichen Klagen der Kreuzfahrer zeigen. Solche Urteile über Völker sind in der Regel nur der Ausdruck beschränkten nationalen Chauvinismus und haben deshalb nur pathologisches oder meinetwegen kulturhistorisches Interesse. Man darf auch nicht vergessen, daß vom achten bis zum elften Jahrhundert eine ganze Reihe der wichtigsten Militär- und Verwaltungsstellen im oströmischen Reiche mit Armeniern und Georgiern besetzt waren. Die unleugbaren hohen Verdienste dieser Männer, die ein Hauptkenner der byzantinischen Geschichte geradezu als Reichsretter bezeichnet hat, haben sie beim griechischen Volke geradeso verhaßt gemacht, wie die Münnich, Osterwald u. s. w. im Rußland des achtzehnten Jahrhunderts. . . . Parallele, noch viel stärkere Aussprüche der Armenier über die Griechen sind so zahlreich, daß ihre Anführung nicht lohnt. Vor allem aber ist zu bedenken, welch tiefe religiöse Kluft zwischen Griechen und Armeniern bestand. Dieselbe hat mächtig dazu beigetragen, den Rassenhaß zu steigern, und erklärt teilweise so grimmige Sentenzen wie die der frommen Kassia."

Muß die göttliche Weltordnung in eine menschliche umgewandelt werden? So fragt die Leipziger Volkszeitung und begründet ihre Frage, wie folgt:

„Bild 1. Die Deutsche Tageszeitung meldet: Die ersten Kiebitzeier sind in Berlin eingetroffen und wie im vorigen Jahre pro Stück mit 7,50 Mark veräußert worden.

„Bild 2. In der Vossischen Zeitung lesen wir: »Das höchste Maß von Elend, das ein Mensch zu ertragen fähig ist, hat wohl eine Frau an sich erfahren, die dieser Tage in eines der großen städtischen Krankenhäuser eingeliefert wurde. Die etwa 45 Jahre alte Frau verlor vor etwa 10 Jahren Mann und Kinder durch den Tod. Sie hatte nicht die Kraft, sich über Wasser zu halten, und sank von Stufe zu Stufe. Nach ihrem eignen Geständnis besaß sie während der letzten acht Jahre keine Wohnung mehr, nächtigte auf Bänken, in Schuppen oder, wenn sie einige Pfennige besaß, in Pennen; auch im Asyl war sie häufiger Gast. Es ist ein Wunder, daß der Körper so lange widerstandsfähig geblieben ist — seelisch war das unglückliche Wesen auf einer Stufe angelangt, die es völlig gleichgiltig machte gegen Alles, was um und mit ihm geschah. Endlich war sie an der Grenze angelangt — sie brach auf der Straße zusammen, wurde erst in die Unfallstation und dann in das Krankenhaus geschafft; der völlig ausgemergelte Körper war mit lauter Lumpen bedeckt, die innern Organe, besonders die Lunge, sind in einem Zustande, daß der Tod ein Erlöser sein wird. Jetzt erst kommt das unglückliche Weib zum Bewußtsein ihres entsetzlichen, hinter ihr liegenden Lebens und sieht getrost dem Ende entgegen — — auch eine Großstadt-Existenz!«

„Was sagen unsre Frommen zu diesen zwei Bildern aus ihrem so glühend geliebten Gegenwartsstaat?"

So weit die Leipziger Volkszeitung. Obwohl wir wohl nicht die Frommen sind, auf die das Blatt es abgesehen hat, möchten wir doch eine Antwort geben.

Ad 1 freuen wir uns, daß durch diese Kiebitzeier den Leuten, die so etwas bezahlen können, das Geld ein wenig aus der Tasche gezogen wird, und wir wünschen nur, daß recht viel davon bis in die Tasche armer Leute kommen möge, die die Eier gesucht haben.

Ad 2 richten wir an die Leipziger Volkszeitung die Gegenfrage, ob sie denn einen Augenblick nur meinen kann, daß ein solches Vorkommnis sich mit der christlichen Moral verträgt. Die Frage kann ja hier nur sein: wer hat da seine Pflicht versäumt? Wir fürchten, es werden auch unter der von der Leipziger Volkszeitung vertretnen „menschlichen Weltordnung" noch arge Pflichtversäumnisse vorkommen.

Zum Schluß: Wer nur irgend das Christentum kennt, weiß, daß die wahrhaft Frommen von keiner glühenden Liebe zum Gegenwartsstaat wissen, sondern daß sie von ihrem Herrn und Meister berufen sind, zu helfen, zu retten, wo sie können. Wenn sie das nicht thun, sind sie „unnütze Knechte." R

Auch ein Kreuz in den Alpen. Der Crucifixus*) belebte eine alte Erinnerung an Rudolf Kögel. Wir stiegen im Morgentau vom unvergleichlichen Axenstein aus hinauf zur Frohnalp hoch oben über Brunnen. Der würdige Oberhofprediger war der geistige Führer der kleinen Schar. In der Kunst des Steigens waren wir Andern ihm über. Oft stand er still: die Berliner Höhen seien leichter zu nehmen. Aber steigend und stehend war er voll Herz und Geist. Noch manchmal freuten wir uns zum Beispiel, wie auf halber Höhe ein Geistlicher aus den Rheinlanden ihn mit tiefer Verbeugung und ehrfürchtigem „Herr Oberkonsistorialrat" begrüßte und dafür die Antwort bekam: Aber bitte, lieber Bruder, zweitausend Fuß über dem Meer, und noch „Oberkonsistorialrat"! Endlich war die Spitze erreicht, von der schon lange das schlichte Kreuz herabgrüßt. Als wir im Grase ruhten, zog er ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb darauf:

Nicht mehr gestützt auf eigne Kraft,
Getragen mehr von Gottes Gnade
Kam ich auf immer steilrem Pfade
Zum Ziele meiner Wanderschaft.
Denn wer zum Kreuz emporgeklommen,
Der ist zu seinem Ziel gekommen. Hg

*) D. i. der so überschriebne Artikel in Nr. 13. D H

Ein tapferer Katholik. Es war am zweiten Weihnachtstag 1898, da saß in meinem Studirzimmer, als ich von der fröhlichen Mittagsmahlzeit in dasselbe zurückkehrte, ein schlichter Mann, ein katholischer Tischlergeselle, dessen Ehe mit einer Evangelischen ich vor etwa drei Jahren gesegnet und dessen erstes Kind ich später getauft hatte. Kaum hatte ich ihn begrüßt, als er anfing bitterlich zu weinen und zu schluchzen. Ich meinte, ihm sei Frau oder Kind gestorben. Aber auf meine Frage nach seinem Leid rang es sich mühsam von seinen Lippen: „Herr Pastor, ich bin betrogen, so schändlich betrogen, wie wohl kaum je einer, und das von meinem eignen Vater." Und dann kam, immer unter Thränen, der folgende Bericht. Der junge Mann war längst mit der katholischen Kirche innerlich zerfallen und dem Evangelium geneigt; nur um den Vater nicht zu betrüben, blieb er äußerlich Katholik. Als er eine Evangelische heiratete, kamen alsbald aus der großen rheinischen Stadt, in der der Vater wohnte, heftige Vorwürfe und strenge Aufforderungen, die Frau müsse katholisch werden, jedenfalls die Kinder im katholischen Glauben erzogen werden. Der Sohn wies Alles standhaft ab mit der Erklärung, er habe seiner Braut versprochen, daß sie ihres Glaubens leben dürfe, daß auch die Kinder, weil von der Mutter wesentlich zu erziehen, evangelisch werden sollten. Es gab heftige briefliche Auseinandersetzungen, die schließlich mit dem Versprechen des Vaters endeten, daß nun um des Friedens willen die religiöse Frage gar nicht mehr berührt werden solle. Fast zwei Jahre vergingen, da kamen freundliche Briefe des Vaters: er werde alt; ob nicht der Sohn in die Heimat zurückkehren wolle; er könne dort selbständig werden, der Vater wolle ihm ein Haus bauen und ein Geschäft einrichten; dann könne der Sohn doch dem Vater, der eine große blühende Tischlerei hat, gelegentlich zur Seite stehen. — Der Sohn fragte sofort, ob man auch nicht an religiöse Beeinflussung denke, erhielt aber die Antwort: nein, das sei ja ausgemacht, daß diese Frage nie mehr berührt werden solle. — So wurde denn die Uebersiedlung in Aussicht genommen. Als im Herbst 1898 das Haus im Rohbau fertig war, wurde der Sohn aufgefordert, doch nun zu kommen, um selbst Fenster und Thüren einzusetzen und die ganze Einrichtung nach eignen Wünschen zu machen. Er gab seiner Frau das Sparkassenbuch, damit sie und das Kind von den Ersparnissen früherer Jahre, die sechshundert Mark betrugen, leben könne, und reiste ab. In der Heimat fand er ein schmuckes Haus mit geräumiger Werkstatt, schöner Wohnung und hübschem Garten, daß ihm das Herz vor Freuden lachte. In wenigen Monaten war Alles fertig, das Haus konnte in zwei bis drei Wochen bezogen werden. Der Vater riet: „Nun laß doch Frau und Kind immer kommen; sie können so lange bei uns wohnen." Der Umzug ward also bewerkstelligt; er kostete freilich viel Geld für den Möbeltransport auf bedeutende Entfernung. Freude und Hoffnung schwellten die Herzen. Da kam das Ungewitter. Eines Abends, wenige Tage vor dem geplanten Einzug ins neue Haus, hob der Vater an: „Ja, wie ists nun? Soll deine Frau oder wenigstens deine Kinder — ein zweites wurde erwartet — jetzt katholisch werden? Dann kriegst du das Haus, sonst aber nicht." Entsetzt sprang der Sohn auf: „Vater, Mutter, wie kommt ihr dazu? Ihr habt mir doch versprochen — —" Die Antwort lautete: „Der Priester hat uns dazu geraten; wenn wir dich nur erst hier hätten, würde sich schon Alles finden." — Und der Sohn? Auf der einen Seite stand das schöne Haus, die Selbständigkeit und das Wort: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest; auf der andern Seite standen Weib und Kind und sein gegebnes Versprechen. Und siehe, der tapfere Katholik packte in derselben Nacht die Koffer und reiste am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge ohne seine Möbel an die Stätte seiner bisherigen Arbeit zurück. Die Möbel kamen freilich nach, aber sorglos eingepackt und daher zum großen Teil arg zerstoßen. Die sechshundert Mark Ersparnisse waren fort, ein schöner Zukunftstraum lag begraben, und es galt wieder Arbeit suchen. Und noch ein Leid dazu: die evangelischen Verwandten der Frau, charakterlos wie so viele Evangelische, erklärten: „Du hast ja ganz edel gehandelt, aber eigentlich doch recht dumm!" — Am zweiten Ostertag d. J. kam die Familie zu mir, daß ich ihnen das jüngstgeborne Kind taufte. Der Mann bleich und verfallen, die Frau abgehärmt und vergrämt — der Kummer frißt fort am Herzen. Wie gern brächte ich etwas Sonnenschein in dies so schmerzlich zertretene Leben! Aber ich darf hier Nichts veröffentlichen, mag überhaupt nicht einmal meinen Wohnort nennen, sonst nehmen all unsre Zeitungen alsbald davon Notiz, und der noch immer katholische Märtyrer — ich

dränge nicht zum Uebertritt — könnte innerlich Schaden dadurch leiden. So veröffentliche ich hier ohne jede Namennennung diese Episode und frage zum Schluß: Wer möchte dem tapfern Katholiken die sechshundert Mark ersetzen helfen, die ihm seine Treue gekostet? Die Redaktion wird gern, was eingeht, an mich befördern.

X

„Asia." Der noch fehlende Schlußartikel ist bisher nicht eingetroffen. So wolle sich der freundliche Leser gedulden. Auch in der schleswigschen und in der österreichischen Sache, zu denen ein letztes Wort von Redaktions wegen zu sagen dem Herausgeber augenblicklich die nötige äußere Ruhe fehlt. Briefe u. s. w. an Redaktion und Verlag sind vom 22. an nach Marburg i. H. erbeten. R

Quittung

Für Armenien: 28,50 Mk. gesammelt von den Konfirmanden in Rumpenheim; 4,55 aus der Gemeinde Olbernhau.

Für das notwendige Liebeswerk: 18 Mk. von F, Wossitz; 5 von D S, Frankfurt a. M.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 30 Mk. von K, Gießen; 20 von v. R, Düsseldorf; je 5 von M Ch und B R, Gnadau; N N, Frankfurt a. M.; 2 von J A, 1 von N N, Niederweidbach.

Für die Hungersnot in Deutsch-Ostafrika (vgl. Nr. 10): 21,15 Mk. aus der Gemeinde Hilgen; 5 von M F, Freudenstadt.

Herzlichen Dank! D H

Nummern gesucht

Die ersten Nummern dieses Jahrgangs sind durch unerwartet viele Nachbestellungen am Ausgehen. Wir bitten dringend, irgend entbehrliche Exemplare von Nr. 1—6, auch ungebrauchte Probe- und Werbeexemplare Leipzig, Querstr. 21, einzusenden. Besonders ist Nr. 2 erwünscht.

Verlag der Christlichen Welt

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Meine Verlobung mit Fräulein **Margarete Hindorf**, Tochter des Herrn Pastor Hindorf und seiner verstorbenen Frau Gemahlin Henriette geb. van Hees zu Sylda, Mansfelder Gebirgskreis, zeige ich hierdurch ergebenst an.

Sylda, Ostern 1899.

Hugo Anz, Pfarrer zu Pansfelde, Mansfelder Gebirgskreis.

Gebildetes, junges Mädchen sucht während der Sommermonate Aufenthalt in einer Familie auf dem Lande in schöner gesunder Gegend. Sie wünscht sich in der Haushaltführung zu vervollkommnen und ist gern bereit, die Hausfrau bei der Beaufsichtigung und Erziehung der Kinder, sowie im Haushalt nach Kräften zu unterstützen.

Gegenseitige Vergütung nicht erwünscht.

Näheres auf Offerten durch Pfarrer **Rade**, Frankfurt a. M.

Prachtbibel,
illustr. von Doré, III. Auflage, 62 Hefte à 1,20 M. für 50 M. zu verkaufen. Cand. med. **Hegger**, Kiel, Gerhardstr. 21.

Meine Verlobung mit Fräulein **Elfriede Kleffmann** in Hörde beehre ich mich anzuzeigen.

Wilhelm Landgrebe,
Hilfsprediger in Hörde bei Dortmund.

Gesucht für ein 27jähriges, erholungsbedürftiges Fräulein eine gute Pension, am liebsten in einem Pfarrhause mit Anschluß an die Familie und Beschäftigung im Haushalt. Zuschrift zu richten an das **Evangel. Diakonissenhaus** in Freiburg i. B.

In meinem
Familienpensionat
finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.

Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, **Schwarzenberg** i. Erzgeb., Sachs.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Neu!
Konzert-Trompete
gesetzlich geschützt unter Nr. 49 987.

Vorzügliches Instrument für Nichtmusiker zum Blasen aller erdenklich. Melodien, Lieder, Signale, Märsche, Tänze geeignet u. aus best. Messing konstruirt. **Keine Notenkenntnis erforderlich und ohne Unterricht sofort von Jedermann zu blasen. Voller Klang schon bei ganz geringem Blasen.** Für Erwachsene u. Kinder gleich amüsant.

Preis mit 4 Ventilen . . . . M. 4.50
" " 8 " . . . . . " 6.—
" " 12 " . . . . " 9.—
(fein vernickelt per Stück 50 Pfg. mehr) inkl. Liederbuch. Die Preise sind so niedrig gestellt, damit Jedermann einen Versuch machen kann, der unzweifelhaft zur Verbreitung und Nachbestellung führen wird.
Versand gegen Nachnahme von

Carl Schürmann
Musikwerke
Haspe in Westfalen.

Die
Kreis-Sparkasse
zu Dorsten
(Garantieverband: Kreis Recklinghausen) nimmt Einlagen zu **jeder Höhe** (auch durch die Post) an und verzinst dieselben dauernd mit **3** $1/2$ %.

Vorzügl. Material zu Vorträgen.
Im Garten Gottes
v. Senior D. Dr. **Bärwinkel.**

Inhalt: 1. Ueber den religiösen Wert von Fritz Reuters „Ut min Stromtid." 2. Emanuel Geibel, ein Prophet des deutschen Volkes. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben." 4. Winfried Bonifacius u. Gustav Freytags „Ingraban." 5. Carl Gerok, ein Prediger und Dichter von Gottes Gnaden. 6. Die Matthäus-Passion von Joh. Seb. Bach und das Oberammergauer Passionsspiel. 7. Gustav Adolf in der Geschichte und im Devrientschen Volksschauspiel.

Geheftet 3 Mk. Gebunden 4 Mk.
Carl Villaret, Erfurt.

Pianinos, Harmoniums,
von M 400.— an. von M 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt.
Gr. illust. Katalog gratis-franco.
Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen 162.**

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Für Volksbibliotheken
vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von
Alexander Köhler
in Dresden 9. Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an,
Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Leser haben Ausnahmepreise.

Gebildete christlich gesinnte Mädchen
— Pfarrerstöchter —
und junge Witwen,
welche **Diakonissen für Erziehungsarbeit** werden wollen — **ohne Krankenpflege** —, werden gesucht zum **Eintritt** in das
Diakonissenmutterhaus des **Vereins für Innere Mission in Leipzig.**
Anmeldung und Auskunft bei **Pastor Dr. Roch,** Roßstraße 14.

Orientreise
in Stereoskopbildern.
Aegypten, Palästina, Konstantinopel, Athen.
Dutzend M. 6.—, 50 Stück (feste Zusammenstellung) in Kästchen M. 20.—, 100 Stück M. 40.— u. s. w.
Verzeichnisse kostenlos
Kunstverlag Bruno Hentschel
Leipzig, Roßstr. 9

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

In meinem Verlage erscheinen:

Chronik der Christlichen Welt

herausgegeben von

Erich Foerster

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Ein objektives Nachrichtenblatt, welches über alle wichtigen Vorkommnisse auf kirchlichem Gebiet schnell und vollständig unterrichten will. Ein zuverlässiges Orientierungsmittel für das Verständnis und die praktische Mitarbeit an den kirchlichen Fragen der Gegenwart, ein unentbehrliches Repertorium für den Historiker der Zukunft.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.50.

Theologische Rundschau

herausgegeben von

Lic. **W. Bousset**

Professor in Göttingen.

Ziele und Einrichtung der Zeitschrift, die im ersten Jahrgang sich bewährt und allgemeine Anerkennung gefunden haben, werden auch im neuen Jahrgang festgehalten. In einleitenden Artikeln wird sie über wichtige Vorgänge innerhalb der theologischen Wissenschaft, neu auftauchende Probleme und hervorragende Einzelerscheinungen berichten. Sodann wird sie neu erschienene Bücher nicht in zusammenhangslosen Rezensionen, sondern nach den verschiedenen theologischen Disciplinen besprechen und ihre Stellung und Bedeutung für den Fortschritt der Wissenschaft kennzeichnen.

Neu hinzukommen wird vom Jahrgang 1899 an eine ausführliche **Bibliographie**, welche vierteljährlich sämtliche neuen Erscheinungen des Inlandes und die wichtigeren Publikationen des Auslandes auf dem Gebiet der Theologie verzeichnet.

Der Jahrgang beginnt von 1899 an im Januar.

Preis eines Jahrgangs von 12 Heften M. 6.—.

Zeitschrift für Theologie und Kirche

herausgegeben von

D. **J. Gottschick**

Professor in Tübingen.

Die Zeitschrift behandelt solche Gegenstände der theologischen Wissenschaft, welche für das praktisch kirchliche Leben von Bedeutung sind und aktuelles Interesse haben, und will eine Verständigung zwischen Theologie und Kirche herbeiführen. Der neue Jahrgang beginnt mit einer Abhandlung von Foerster: „Das Christentum der Zeitgenossen" und wird, unter Mitwirkung der Professoren D. A. Harnack, D. W. Herrmann, D. J. Kaftan, D. M. Reischle und D. K. Sell, die Aufgabe, theologische Wissenschaft und kirchliche Praxis in enger Fühlung zu erhalten und ihre gegenseitige Befruchtung zu befördern, im Auge behalten und zu erfüllen suchen.

Preis eines Jahrgangs von 6 Heften M. 6.—.

Archiv für Religionswissenschaft

herausgegeben von

Professor Dr. phil. **Ths. Achelis** in Bremen.

Unter Mitwirkung von vielen Fachgelehrten des In- und Auslandes will die Zeitschrift die verschiedenen für die Religionswissenschaft in Betracht kommenden Gebiete, Sprachwissenschaft und Völkerkunde, Mythologie, Kulturgeschichte und Philosophie zu gegenseitiger Wechselwirkung und Hilfeleistung führen und durch wissenschaftliche Abhandlungen, kürzere Mitteilungen über neue Probleme und Besprechung wichtigerer litterarischer Erscheinungen zur Lösung der grössten Fragen im Geistesleben der Menschheit beitragen.

Preis eines Bandes von 4 Heften M. 14.—.

Probehefte dieser Zeitschriften stehen unentgeltlich zur Verfügung.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Lehrbuch der Kirchengeschichte.

Von

D. W. Möller,

weil. Professor an der Universität Kiel.

I. Band. Die alte Kirche. Zweite Auflage, neubearbeitet von Professor Dr. **H. von Schubert** in Kiel. Erste Abteilung M. 6.—. Zweite Abteilung M. 4.—.
II. Band. Das Mittelalter. Zweite, durchgesehene Auflage. M. 12.—. Geb. M. 14.50.
III. Band. Reformation und Gegenreformation. Bearbeitet von Professor D. **G. Kawerau** in Breslau. M. 10.—. Geb. M. 12.50.

(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Hand-Commentar zum Neuen Testament

bearbeitet von

Professor D. **H. J. Holtzmann** in Strassburg, † Geh. Kirchenrat Professor D. **R. A. Lipsius** in Jena, Professor D. **P. W. Schmiedel** in Zürich, Prediger Professor D. **H. Freiherr von Soden** in Berlin.

Dritter Band. Zweite Abteilung.

Der Hebräerbrief. Die Briefe des Petrus, Jakobus, Judas.

Bearbeitet von

H. von Soden.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Lex. 8. M. 4.—. In Ganzleinen gebunden M. 5.—.

An die deutschen Hausfrauen!

Die armen Thüringer Weber bitten um Arbeit!

Thüringer Weber-Verein zu Gotha.

Geben Sie den in ihrem Kampfe ums Dasein schwer ringenden armen

„Webern"

wenigstens während des Winters Beschäftigung.

Wir offeriren:

Handtücher, grob und fein.
Wischtücher in diversen Dessins.
Küchentücher in diversen Dessins.
Staubtücher in diversen Dessins.
Taschentücher, leinene.
Scheuertücher.
Servietten in allen Preislagen.
Tischtücher am Stück u. abgepaßt.
Rein Leinen zu Hemden u. s. w.
Rein Leinen zu Betttüchern und Bettwäsche.
Halbleinen z. Hemden u. Bettwäsche.
Bettzeug, weiß und bunt.
Bettbarchent, rot und gestreift.
Drell, gute Ware.
Halbwollenen Stoff zu Frauenkleidern.
Altthüringische Tischdecken mit Sprüchen.
Altthüringische Tischdecken mit der Wartburg.
Fertige Kanten-Unterröcke M. 2 pro Stück.

Alles mit der Hand gewebt, wir liefern nur **gute** und **dauerhafte** Waare. Hunderte von Zeugnissen bestätigen dies.

Muster und Preis-Courante stehen gern **gratis** zu Diensten.

Kaufmann C. F. Grübel,

Landtags-Abgeordneter, **Vorsitzender.**

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage der Verlagshandlung Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, die Monatsschrift „Der Türmer" betreffend.